

„Eine Geschichte,
die wahrhaftig ist,
macht frei.“



LITERATURPREIS
DER
KONRAD-ADENAUER-
STIFTUNG
2025

Iris Wolff

Michael Braun/Susanna Schmidt (Hrsg.)

Literaturpreis der
Konrad-Adenauer-Stiftung
2025



Iris Wolff signiert.

Inhaltsverzeichnis

Begrüßung	
Norbert Lammert	5
<i>Der Roman als Zeitmaschine</i>	
Laudatio auf Iris Wolff	
Denis Scheck	17
<i>Die Fähigkeit, den Stein zu befragen</i>	
Dankrede	
Iris Wolff	39
Auszeichnung der	
Bernhard-Vogel-Stipendiatinnen	
Gerold Herzog.....	57
Programm der Feierstunde	
.....	65
Verleihungsurkunde	
.....	68
<i>Über die Freiheit wahrhaftiger Geschichten</i>	
Gespräch mit Iris Wolff	
Michael Braun und Friedhelm Marx	71
Über die Preisträgerin	
.....	81
Laudator 2025	
.....	87
Jury 2025	91
Musikerinnen und Musiker sowie	
Bernhard-Vogel-Stipendiatinnen	101
Literaturpreis der	
Konrad-Adenauer-Stiftung 1993–2024	109

Begrüßung



KONRAD
ADENAUER
STIFTUNG

Prof. Dr. Norbert Lammert.

Festakt zur Verleihung des
Literaturpreises der
Konrad-Adenauer-Stiftung
an Iris Wolff
Sonntag, 1. Juni 2025

Weimar, Musikgymnasium Schloss Belvedere

Prof. Dr. Norbert Lammert
*Vorsitzender der Konrad-Adenauer-Stiftung
Präsident des Deutschen Bundestages a. D.*

Guten Morgen, meine Damen und Herren, und herzlich willkommen.

„Kunst lässt sich nicht von einer Ideologie vereinnahmen. Sie spricht nicht denjenigen nach dem Mund, die an der Macht sind.“ Mit diesem schönen und zugleich unmissverständlichen Satz unserer Preisträgerin Iris Wolff haben wir Sie zur diesjährigen Verleihung des Literaturpreises der Konrad-Adenauer-Stiftung, natürlich wieder nach Weimar, eingeladen. Und natürlich wieder einmal mit einer großen Resonanz. Wir freuen uns über die vielen Gäste aus Politik und Wirtschaft, aus Wissenschaft und Kultur, aus Parlamenten und Regierungen, aus Kirchen und Sozialverbänden, Verwaltungen und Justiz. Ich begrüße herzlich den Oberbürgermeister dieser Stadt, Peter Kleine, und mit ihm zusammen den Direktor des Musikgymnasiums, Gerold Herzog, und bedanke mich bei Ihnen für die nicht selbstverständliche, aber von uns sehr geschätzte Gastfreundschaft, die uns in die Lage versetzt, Jahr für Jahr diesen Preis hier zu vergeben.

BEGRÜSSUNG

Die grandiose Eröffnung durch die jungen Musiker verdeutlicht einmal mehr, warum es auch nicht den Hauch eines Nachdenkens darüber gibt, warum wir die Veranstaltung nicht irgendwo in Weimar, sondern besonders gerne hier im Musikgymnasium jedes Jahr veranstalten. Ich freue mich über die Teilnahme des Thüringer Kultus- und Wissenschaftsministers Christian Tischner, den ich herzlich begrüße. Ich begrüße die Präsidentin der Stiftung Weimarer Klassik, Frau Dr. Lorenz, und den Präsidenten der NRW-Kulturstiftung, Professor Sternberg. Die Präsidentin des Caritasverbandes, Frau Eva Maria Welskop-Deffaa, heiße ich herzlich willkommen. Und natürlich die Mitglieder der Jury unter dem Vorsitz von Professor Friedhelm Marx.

Besonders herzlich begrüße ich die Hauptperson des heutigen Vormittags, die diesjährige Preisträgerin Iris Wolff mit ihrem Laudator Denis Scheck.

Zwei wichtige Persönlichkeiten fehlen heute morgen. Und fehlen leider für immer. Beide sind mit diesem Literaturpreis besonders eng verbunden, den es ohne sie vermutlich gar nicht gäbe, jedenfalls nicht so lange, wie es ihn gibt. Bernhard Vogel und Birgit Lermen. Beide sind innerhalb weniger Wochen verstorben. Bernhard Vogel wenige Wochen nach seinem 92. Geburtstag, Birgit Lermen wenige Tage vor ihrem 90. Geburtstag, den wir eigentlich gemeinsam hatten begehen wollen. Und alle diejenigen, die regelmäßig bei dieser Preisverleihung dabei gewesen sind, werden sich wie ich auch nur schwer vorstellen können, dass sie in Zukunft ohne sie gehen muss.

„Iris Wolf [...] erzählt mit poetischer Eleganz und in immer wieder neuen, verdichteten Szenen von Lebensformen und Bedrohungen der Freiheit.“

Die herausragende Bedeutung von Bernhard Vogel nicht nur, aber auch und gerade für die Konrad-Adenauer-Stiftung und weit darüber hinaus, für dieses Land, die Bundesrepublik Deutschland, für Thüringen und Rheinland-Pfalz ist in den vergangenen Wochen mehrfach zu Recht ausführlich gewürdigt worden. Unter den vielen jeweils besonderen politischen Karrieren ist seine ganz gewiss unverwechselbar und unwiederholbar. Nach einer kurzen Zeit im Deutschen Bundestag war er zweimal Mitglied in zwei unterschiedlichen Landtagen. Er war Ministerpräsident in zwei verschiedenen Bundesländern, 23 Jahre Regierungschef, sieben Mal als Ministerpräsident vereidigt. Und auch zweimal Vorsitzender der Konrad-Adenauer-Stiftung, jeweils nach seinen Amtszeiten in Rheinland-Pfalz und in Thüringen.

Wir danken ihm viel. Nicht zuletzt auch das kulturpolitische Profil der Konrad-Adenauer-Stiftung. Aber er wird ganz sicher mit seinem persönlichen Beitrag zum Zusammenwachsen unseres Landes und auch mit seinem Beitrag zu einer der reifen Demokratie angemessenen Streit- und Debattenkultur im Gedächtnis dieses Landes zurückbleiben. Das wünsche ich mir sehr und bin, was die Stiftung angeht, auch sehr zuversichtlich.

Birgit Lermen hat wie keine andere über Jahrzehnte hinweg, ohne jemals irgendeinem Gremium der Stiftung anzugehören, die Arbeit der Stiftung begleitet und geprägt. Sie ist übrigens die Einzige, die an ausnahmslos allen Preisverleihungen teilgenommen hat: mit einer für sie charakteristischen Unauffälligkeit, die, wenn man sie nicht ausdrücklich hervorgehoben hätte, den meisten vermutlich nicht einmal aufgefallen wäre. Sie war 21 Jahre lang Vorsitzende der Jury und danach deren Ehrenmitglied.

Alle, die sie kennengelernt haben, werden sich an ihre Kompetenz, an ihre Belesenheit, an ihre Aufgeschlossenheit für Altes und Neues und ihre große Diskretion erinnern. Von den vielen, die sich in den vergangenen Tagen bei mir gemeldet haben zu ihrem Tod, will ich aus dem Schreiben von Herta Müller wenige Zeilen vortragen. Herta Müller wurde, wie die meisten von ihnen wissen, 2004 mit dem Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung ausgezeichnet. Wenige Jahre später erhielt sie den Nobelpreis für Literatur. Wir haben uns gestern Abend schon darauf verständigt, dass wir das für die richtige Reihenfolge halten.

Herta Müller hat mir in dieser Woche zum Tod Birgit Lermens Folgendes geschrieben: „Birgit Lermen verstand und liebte Literatur am Leben entlang. Sie verstand auf ihre ganz persönliche Art, wie das Leben und das Reden oder das Schreiben darüber sich die Wörter teilen. Und wie die Sätze mit dem auskommen müssen, was man fast nicht aushalten und am schwersten oder

gar nicht sagen kann. Wie das Persönliche und das Politische sich durchkreuzen. Aufrichtigkeit war für sie ein Lebensfaden und ihr Denken war unabhängig, von keinen literarischen Moden zu beeindrucken, und in dieser inneren Freiheit blieb sie selbstsicher und völlig unkonventionell.“

So werden wir sie in Erinnerung behalten. Und so wird hoffentlich auch in Zukunft die Jury des Adenauer-Preises arbeiten und immer wieder nach neuen Autorinnen und Autoren suchen, die wir mit diesem Preis auszeichnen dürfen. Er wird seit 1993 vergeben, gehört nicht nur in zeitlicher Hinsicht inzwischen zu den etablierten, hoch angesehenen Kulturpreisen der Republik. Seine besondere Funktion besteht darin, dass wir Autorinnen und Autoren diesen Preis verleihen wollen, die in ganz besonderem Maße der Freiheit das Wort geben. Wir sind an Autorinnen und Autoren interessiert, deren Arbeiten sich durch politisch gesellschaftliche Relevanz auf der einen Seite und literarisch ästhetische Qualität auf der anderen Seite auszeichnen. Wobei das jeweils eine das andere nicht ersetzen kann, weder die Relevanz die Qualität, noch die Qualität die Relevanz.

Glücklicherweise haben wir auch in diesem Jahr wie in den vergangenen Jahren unter diesen Voraussetzungen geeignete Preisträgerinnen und Preisträger gefunden. Iris Wolff bin ich persönlich vor wenigen Jahren eher zufällig, ganz in der Nähe, auf der Wartburg, begegnet. Ich war zu einer Schülerwerkstatt eingeladen und traf dort auf Iris Wolff, die zusammen mit zwei anderen Autorinnen

und Autoren für vier Wochen auf der Wartburg residierte, um dort neben Luthers Schreibstube einen inneren Dialog mit Luthers Bibel und seiner Übersetzung zu führen und jeweils einen literarischen Text zu verfassen, der dann später auch unter dem Titel *Wartburg-Tagebücher* veröffentlicht worden ist.

In diesem Wartburg-Tagebuch schreibt Iris Wolff: „Schreiben ist von dem Wunsch geprägt, sich die Welt beobachtend und verstehend anzueignen. Sprache ist das Bindeglied zwischen Innen und Außen, zwischen Ich und Welt. Unsere Erfahrung erhält durch Sprache Form. Doch nicht allein Form, sondern auch Deutung.“ Die beobachtete Erfahrung durch Sprache zu deuten, ist sicher nicht die einzige, aber möglicherweise die anspruchsvollste Aufgabe und Möglichkeit der Literatur.

Ein besonders interessantes Beispiel für Beobachtung und deren Deutung habe ich in ihrem jüngsten Roman *Lichtungen* gefunden. Dort schreibt sie: „Ferrys Ansicht nach gab es eigentlich nur Heilige und Verrückte, kluge Leute und Idioten. Bedauerlicherweise wurde das Verrückte immer normaler und das Idiotische immer salonfähig, sodass man kaum mehr dahinter kam, wer was war.“

Ja, meine Damen und Herren, wir leben inzwischen in einer Welt, in der das Verrückte nicht wirklich normal, aber üblich und alltäglich geworden ist. Das Idiotische ist nicht salonfähig, aber satisfaktionsfähig, erfolgversprechend und wirkmächtig. Umso wichtiger, dass

jedenfalls Demokraten zwischen klugen Leuten und Idioten zu unterscheiden wissen – vorzugsweise auch an der Wahlurne. Iris Wolff, meine Damen und Herren, erzählt mit poetischer Eleganz und in immer wieder neuen, verdichteten Szenen von Lebensformen und Bedrohungen der Freiheit. Ihre Romane halten Zeichen von Menschenfreundlichkeit und Werteverbundenheit, glücklicherweise gelegentlich auch von Klugheit fest gegen die Schrecken und ideologischen Verirrungen des 20. Jahrhunderts und gegen die Versuchungen des Idiotischen im 21. Jahrhundert.

Wie sehr sich die Welt zu unseren Lebzeiten verändert hat und wie sehr diese Veränderungen insbesondere von den handelnden Personen in Verantwortung abhängen, zeigt ein Blick auf das heutige Datum. Am 1. Juni 1990, heute auf den Tag genau vor 35 Jahren, vereinbarten Michael Gorbatschow und der damalige US-Präsident George Bush bei ihren Gesprächen im Weißen Haus, dass das wiedervereinigte Deutschland seine Bündniszugehörigkeit selbst entscheiden kann. Das kommt uns beinahe normal vor. Kann irgendjemand von Ihnen sich vorstellen, dass zwischen dem heutigen amerikanischen Präsidenten und dem heutigen russischen Staatspräsidenten eine ähnliche Vereinbarung auch nur bedacht, geschweige denn getroffen werden könnte?

Ein letztes Zitat von Iris Wolff. „Literatur ermöglicht das Sich-Einlassen auf die Wirklichkeit der Erfahrung jenseits der Sprache.“

BEGRÜSSUNG

Aber darauf muss man sich eben auch einlassen. So wie wir das beispielsweise heute Morgen vorhaben. Die schwierigste Aufgabe bei solchen Preisverleihungen hat ja immer der Laudator. Er soll begründen, jedenfalls plausibel machen, was sich andere, nämlich die Mitglieder einer Jury, der er gar nicht angehört, bei ihrer Empfehlung für den jeweiligen Preisträger oder die jeweilige Preisträgerin gedacht haben könnten. Ich bin sehr sicher, dass das unserem diesjährigen Laudator gelingt, denn Denis Scheck ist ein selber mehrfach preisgekrönter Literaturkritiker, Übersetzer, Kulturjournalist. Ich bin Ihnen sehr dankbar, dass Sie diese ebenso schöne wie anspruchsvolle Aufgabe übernommen haben, und ich überlasse Ihnen jetzt für ihre Laudatio besonders gerne dieses Pult. Vielen Dank und nochmals allen ein herzliches Willkommen.

*Der Roman als
Zeitmaschine*
**Laudatio auf
Iris Wolff**

Denis Scheck



Denis Scheck bei seiner Laudatio.

**Liebe und verehrte Iris Wolff,
hochgeschätzte Festgemeinde,
liebe Leserinnen und Leser!**

„Es war einmal und ist doch nie geschehen, als die Pappe Birnen trug und der Weidenstrunk Veilchen, als die Wölfe die Lämmer küssten und die Bären mit ihren Schwänzen wedelten, als die Fliegen an der Wand schöner schrieben als Mönche auf dem Berg Athos, und als man die Flöhe mit neunundneunzig Pfund Eisen beschlagen in den Himmel hinaufwarf: Von dort brachten sie die neuen Geschichten herab.“

Es war einmal und ist doch nie geschehen – mit solch gleichermaßen erhabenen wie erhebenden Einleitungsformeln beginnen im Rumänischen Märchen. Oder so beginnen zumindest in Iris Wolffs Literatur Märchen – am Schluss ihres Episodenromans *So tun als ob es regnet*, in dem sie die uralte Frage beantwortet: Wie kommen die Geschichten in die Welt? Dieser Märchenton lässt aufmerken. Wenn Iris Wolff schreibt „Die Zeit mit Vater trug Siebenmeilenstiefel“, ist es die Sprache selbst, die

in Bann schlägt und betört, indem sie Charme verbreitet im alten Sinn dieses Worts, ganz nah an Zauberspruch, Beschwörung, Inkantation; und lässt sich eine präzisere geografische Lokalisierung eines Dorfs im rumänischen Banat denken als mit der Formulierung, es sei die „letzte Ecke der Welt, wo der Teufel seinen Hut verloren hat“?

Eben genau dieser Ton kennzeichnet die Erzählweise von Iris Wolff und macht sie zu einem der größten Vergnügen in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur. Und dieser Erzählton Iris Wolffs ist gerade deshalb so reizvoll, weil Iris Wolff ihn häufig bewusst bricht, weil sie um die Gefahren von Pathos und knopfängiger Gefühligkeit weiß. Dann ist von der Unmöglichkeit einer Abtreibung in Ceaușescus Rumänien die Rede, oder es wird beiläufig erwähnt, dass jemand außer der Zeitung nur „Perry Rhodan“ liest, dies aber seit Erscheinen des ersten Hefts 1961. Ich möchte mit Ihnen gemeinsam heute ein wenig darüber nachdenken, woher Iris Wolff ihre neuen Geschichten nimmt, denn allein an die mit neunundneunzig Pfund Eisen beschlagenen und in den Himmel geworfenen Flöhe als Ursprung ihrer neuen Geschichte möchte ich nicht glauben, vor allem aber möchte ich die Idee entwickeln, dass Iris Wolffs Werk ein Paradebeispiel für den Roman als Zeitmaschine abgibt.

In kaum einem kritischen Reflex auf Iris Wolffs Romane mit Titeln wie *Halber Stein*, *Leuchtende Schatten*, *So tun als ob es regnet*, *Die Unschärfe der Welt* oder *Lichtungen* fehlt der Hinweis, dass die Erzählerin Iris Wolff etwas Besonderes mit der Zeit anstellt. Die Uhren in ihren Büchern

scheinen anders zu gehen, ihre Zifferblätter anders skaliert zu sein, die Menschen anders zu ticken, angetrieben von anderen Unruhen. Das wirkt in unserer immer stärker vernetzten, gleichgetakteten und medial synchronisierten Gegenwart zunächst exotisch, vielleicht auch befremdlich. Zumal diese Menschen in Iris Wolffs Texten in einem besonders geschichtsträchtigen Land leben, einer Landschaft, die sie prägt und von ihnen geprägt wurde, einer Region, in der folgerichtig auch besondere Geschichten schlummern, die es zu bergen gilt, ein Erzählraum irgendwo hinter den Sieben Bergen, aus dem realen Hier und Jetzt fast schon ins Phantastische entrückt, in jenen Bereich, den Kartenzeichner früherer Epochen gern mit dem Hinweis versahen: „hic sunt dracones“, hier lauern Drachen.

Die Rede ist von Siebenbürgen, vom Banat und von der Maramuresch, und die Menschen heißen Siebenbürger Sachsen und Banater Schwaben. Ihre Zeit in Rumänien scheint nach über acht Jahrhunderten heute abgelaufen, und Iris Wolff schildert das Unverständnis, mit dem die Deutschen in der Bundesrepublik ihren nach so langer Zeit zurückkehrenden Landsleuten begegnen: „Sie sagten Banat. Und sie hätten Atlantis sagen können. Wunderland, Mittelerde. Sie sagten Rumänien. Und wurden für Rumänen gehalten, als gäbe es eine Übereinstimmung zwischen einem Land und den Nationalitäten, die darin lebten.“

„Schreiben heißt immer auch eine Rebellion gegen die Zeit!“, sagt die 1977 im siebenbürgischen Hermannstadt

„Das Buch selbst ist also der Ort,
wo Zukunft auf Vergangenheit trifft,
die ultimative Zeitmaschine.“

geborene, im Alter von acht Jahren in die Bundesrepublik gekommene Iris Wolff. Und führt in ihrer Poetik-Vorlesung *Einladung ins Ungewisse* dazu aus:

„Meine Romane sind für mich auch Ding-Gedächtnisse, die Möglichkeit, etwas aufzubewahren, zu verstecken, eine Inventur gegen das Vergessen. Auch das Licht findet in den Büchern Zuflucht, zuallererst das Licht. Es ist keine Kleinigkeit, Menschen, Dinge, Eindrücke in Bücher zu überführen, die so vielleicht eine Weile länger da sind als man selbst.“

Diese Chronikfunktion schützt vor Sentimentalität und Verklärung, Iris Wolffs Literatur ist eben keine Sonnenuhr, die nur heitere Stunden anzeigt. Etwa wenn in *Die Unschärfe der Welt* der Ostdeutsche Bene und der in den 1980ern aus Siebenbürgen geflohene Samuel nach dem Fall der Mauer 1989 aus der Bundesrepublik nach Rumänien reisen:

„An der Grenze bei Nădlac standen sie sechs Stunden. [...] Die Grenzer durchsuchten den Wagen, fragten nach Țigări. Ihre Papiere wurden geprüft. Einer der Soldaten nahm Samuel beiseite. Bene sah, wie Samuel seine Uhr vom Handgelenk löste und sie übergab. Dann konnten sie weiterfahren.“

„Was sollte das?“ fragte Bene.

Samuel vermutete, der Soldat habe bei der Passkontrolle seinen Status als Geflohener entdeckt.

„Wie dreist, dass er deine Uhr verlangt hat.“

„Er hat nur gefragt, wie spät es ist, cât aveți oră?“

„Das ist nicht dreist, das ist elegant“, stellte Bene fest.“

Und elegant ist eben auch die Prosa Iris Wolffs in der Beschreibung solcher Sachverhalte. Sie ist immer präzis, nie larmoyant, auch in der kühlen Feststellung: „Nicht nur der rumänische Staat, der mit der Bundesrepublik die Tarife für die Abwanderung der Deutschen verhandelte (sogar verlangte, dass Ausbildungs- und Reisekosten beglichen wurden), auch Securitate-Offiziere und Parteigegnossen hatten das Finanzpotenzial all jener erkannt, die auf ihre Ausreisepapiere warteten.“

Eine in der Tat gewaltige Aufgabe: dem erlöschenden Leben der Deutschen im Banat und in Siebenbürgen ein Fortbestehen in der Erzählung zu ermöglichen. „Die

Auswanderung war unausweichlich. Wie eine Sucht. Jeder fürchtete, der letzte zu sein“, heißt es in *Lichtungen*. Dem Vergänglichen, eben dem sprichwörtlichen Zahn der Zeit Ausgesetzten ein Maß an Dauer zu verleihen: dies ist die Intention dieser Autorin. „Das Vergangene ist nicht tot, es ist nicht einmal vergangen“, diesem Satz von William Faulkner aus seinem Roman *Requiem für eine Nonne* fügt Wolff ihre eigene Variante hinzu: „Das, was einmal war, hat ein Anrecht auf dich“, lässt sie in *Die Unschärfe der Welt* Karline denken. Und eine besondere Art des Umgangs mit der Vergangenheit pflegt auch eine andere von Iris Wolffs Figuren: „Für Bunica waren die Toten nicht tot. Sie hielt es für Kleingläubigkeit, einen lächerlichen Irrtum, dass die Verstorbenen nicht nach Belieben zwischen dem Jenseits und dieser Welt wechseln konnten. Deswegen legte sie zu jeder Mahlzeit ein überzähliges Gedeck auf.“

Nicht wenige Protagonisten von Iris Wolff leben so wie Bunica gegen die Zeit, leisten Widerstand gegen die Vernichtungswut einer erbarmungslosen Vergänglichkeit. Doch was ist das eigentlich: Zeit? „Die Zeit, die ist ein sonderbar Ding. / Wenn man so hinlebt, ist sie rein gar nichts. / Aber dann auf einmal, / da spürt man nichts als sie“, lässt Hugo von Hofmannsthal die Marschallin im *Rosenkavalier* grübeln. Das beschreibt nicht schlecht die Erfahrung der Lektüre von Iris Wolffs Romanen.

Zeit ist eine physikalische Einheit, aber seit Einstein wissen wir, dass Zeit, anders als etwa Isaac Newton noch annahm, eben keine Konstante ist. Zeit ist relativ. Und:

Zeit ist durchaus auch etwas Menschengemachtes. Die Einführung der Zeitmessung und Zeiteinteilung in Europa war ein langer, komplexer und evolutionärer Prozess, der sich über Jahrtausende erstreckte und sowohl technische als auch gesellschaftliche Entwicklungen umfasste. Die Antike kannte zwar schon Sonnenuhren und Wasseruhren, doch bestimmte noch der Sonnenstand den Tagesablauf. Im Mittelalter der Kerzenuhren verlieh die Kirche mit den Stundengebeten wie Matutin, Laudes und Vesper in ihren Klöstern dem Leben der Mönche Struktur, doch noch war die Zeit von Kloster zu Kloster, von Dorf zu Dorf und von Stadt zu Stadt flexibel und individuell, die Länge der Stunden variierte je nach Region und Jahreszeit. Erst die mechanischen Uhren, Stolz der Städte im 13. und 14. Jahrhundert, erlaubten eine Einteilung des Tages in gleich lange Stunden, die Erfindung der Pendeluhr durch Christiaan Huygens 1656 brachte größere Präzision, gleichzeitig stellten Navigation, Handel und Wissenschaft immer höhere Ansprüche an die Zeitmessung. Eisenbahn und Industrialisierung vereinheitlichen die Zeit – und das merken natürlich auch die Dichter. „Seit wir die Eisenbahnen haben, laufen die Pferde schlechter“, schreibt Theodor Fontane im *Stechlin*. Heinrich Heine ist 1843 bei der Eröffnung der Eisenbahnstrecke Paris–Rouen dabei, ihn beschleicht ein „unheimliches Grauen, wie wir es immer empfinden, wenn das Ungeheuerste, das Unerhörteste geschieht, dessen Folgen unabsehbar und unberechenbar sind. Durch die Eisenbahn wird der Raum getötet, und es bleibt uns nur noch die Zeit übrig. Hätten wir nur Geld genug, um auch letztere anständig zu töten.“

„Iris Wolffs Literatur ist eben keine Sonnenuhr, die nur heitere Stunden anzeigt.“

Was für eine kühne Vorstellung Heines: die Zeit totschlagen! Doch zurück zur Realzeit: 1847 führt Großbritannien die Railway Time ein, 1884 legt eine internationale Konferenz in Washington den Nullmeridian in Greenwich fest und führt das weltweite Zeitzonensystem ein. Das deutsche Kaiserreich verpflichtet sich 1893 auf die einheitliche Mitteleuropäische Zeit, Frankreich folgt 1911. In Rumänien gilt bis heute die Osteuropäische Zeit; zweimal im Jahr wird die Uhr umgestellt, und Rumänien ist dabei sowohl im Sommer wie im Winter Deutschland immer eine Stunde voraus.

Die Erkenntnis von der beschränkten Gültigkeit der Gegenwart, dass wir zwar alle auf demselben Planeten, nicht aber alle in derselben Zeit leben, zieht sich wie ein roter Faden durch Iris Wolffs Werk. Diese Dichterin weiß: Die Macht, sich in den Kalender einzuschreiben, die Zeit zu manipulieren, quasi an der Uhr zu drehen, ist nicht nur die Macht Julius Cäsars und Papst Gregor XIII., denen es durch ihre Kalenderreformen gelang, einige wenige Tage auszuradieren. Über die Zeit zu verfügen, sie zu dehnen oder zu stauchen, zu biegen und zu brechen,

ist primär Vorrecht und Verpflichtung der literarisch Schreibenden. „Was denkst du, gibt es Orte, die uns in die Vergangenheit blicken lassen und uns gleichzeitig die Zukunft zeigen?“ So lautet der erste Satz von Iris Wolffs erstem Roman, dem 2012 erschienenen *Halber Stein*. Und der Text fährt fort:

„Blinzelnd gegen das Sonnenlicht sah ich, dass Julian ein Buch in der Hand hielt. Ein schmales, hellgraues Bändchen mit zerschlissenem Einband und geprägten Lettern. [...] Das Blätterdach des Baumes warf wandernde Schatten auf Julians Buch. Ich sah auf seine Hände, die über den Buchrücken strichen, als gelte es, die zeitlichen Spuren zu glätten.“

Das Buch selbst ist also der Ort, wo Zukunft auf Vergangenheit trifft, die ultimative Zeitmaschine. Gleichzeitig will Iris Wolff aber die zeitlichen Spuren eben genau nicht glätten. Im Gegenteil: sie führt uns, ihre Leserinnen und ihre Leser, immer wieder an die Bruchstellen der Zeit, an Schründe und Verwerfungen in den historischen Erlebnislandschaften, in denen die heftigen seismischen Nachbeben der gegeneinander stoßenden Temporalplatten für jeden immer noch spürbar sind.

Iris Wolffs jüngster Roman *Lichtungen* bezieht seinen Titel aus einer starken temporalen Metapher: „Erinnerungen waren über die Zeit verstreut wie Lichtungen. Man begegnete ihnen nur zufällig und wusste nie, was man darin fand.“ Der Clou dieses Romans *Lichtungen* ist, dass er eine Schubumkehr des Erzählens praktiziert. An

die Stelle der konventionellen „Und-dann-und-dann-und-dann“-Dramaturgie tritt eine narrative Struktur des „Und-davor-und-davor-und-davor“. Wir begleiten unsere Kapitel um Kapitel immer jünger werdenden Protagonisten bis in ihre frühe Kindheit zurück, der Roman ist quasi rückwärts erzählt, und dass sich dabei Suspense aufbaut, Spannung entwickelt, ja ein erzählerischer Sog entsteht, ist nicht das geringste Kunststück dieser finesenreichen Autorin.

Iris Wolffs Romane sind Zeitmaschinen der besonderen Art. Dafür gibt es ein berühmtes Vorbild: Marcel Proust und seine siebenbändige *Recherche*. Proust übersetzt im Abschlussband *Die wiedergefundene Zeit* die Erfahrung der Zeit in eine Erfahrung des Raums, wie dies schon Richard Wagner im *Parsifal* macht, wenn er den Gralsritter Gurnemanz den jungen Parsifal mit den berühmten Worten „Zum Raum wird hier die Zeit“ auf die Besonderheit der Welt des Heiligen Grals hinweist, dass nämlich angesichts der Wahrheit die Zeit aufgehoben ist. Marcel Proust findet dafür ein starkes, ja, ich möchte sagen unvergessliches Bild, wenn er den Erzähler bei der Begegnung mit dem inzwischen 83 Jahre alten Herzog von Guermantes daran denken lässt, dass den Menschen im Prozess des Alterns „manchmal mehr als kirchturmhohe Stelzen unter ihren Füßen“ wüchsen und sie aus diesem Grund immer unsicherer gingen. Dieses Bild der mit jedem verstrichenen Tag immer länger werden den Stelzen unter unseren Füßen, des gefährdeten Balanceakts unserer Existenz auf den Kothurnen der Zeit, leitet den grandiosen Schluss des Romans ein. In ihm

reflektiert der Erzähler unser Erleben der Zeit während des Lesens wie auch unser Erleben der dargestellten Zeit, und so ist es nur konsequent und überaus einleuchtend, dass der Schlussatz der Recherche mit dem in Versalien geschriebenen Wort „Zeit“ endet:

„Wenigstens würde ich, wenn mir noch Kraft genug bliebe, um mein Werk zu vollenden, in ihm die Menschen (und wenn sie daraufhin auch wahren Monstren glichen) als Wesen beschreiben, die neben dem so beschränkten Anteil an Raum, der für sie ausgespart ist, einen im Gegensatz dazu unermesslich ausgedehnten Platz – da sie ja gleichzeitig wie Riesen, die in die Tiefe der Jahre getaucht, ganz weit auseinanderliegende Epochen streifen, zwischen die unendliche viele Tage geschoben sind – einnehmen in der ZEIT.“

„Generell ist es interessant, wie ein Text mit Zeit umgeht“, schreibt Iris Wolff in ihrer Poetikvorlesung *Einladung ins Ungewisse*:

„Gibt es Vorausdeutungen, Lücken, Zeitsprünge, Rückblenden? Wie ist das Erzähltempo, also das Verhältnis von Lesezeit und erzählter Zeit? Wir müssen keine sieben Jahre mit Hans Castorp auf dem Zauberberg verbringen, je nachdem reicht dazu die Lesezeit von einer Woche. Manchmal sind Erzählzeit und erzählte Zeit gleich lang [...]. Nicht zu vergessen die vielleicht größte Herausforderung: die Simultanität des Geschehens in die Linearität des Erzählens umzusetzen. Alles geschieht ja immer gleichzeitig.“

Die Philosophin Maria Zambrano schreibt über die Zeit: „Unheilbare Diskontinuität des Wissens aus dem Hören, getreues Bild des Lebens selbst, des eigenen Denkens, der diskontinuierlichen Aufmerksamkeit, der Unabgeschlossenheit alles Empfindens und Wahrnehmens und mehr noch alles Handelns. Und der Zeit selbst, die sprunghaft vergeht, die Lücken aus Zeitlosigkeit hinterlässt in Wellen, die sich verlaufen, in Augenblicken wie Funken eines fernen Feuers.“

Als Kind habe ich mich besonders für Zeitreisegeschichten begeistert. Natürlich für H. G. Wells' *Die Zeitmaschine* mit den apollinischen Elois und den kannibalischen Morlocks. Der Zeitreisende aus Wells' Roman trägt bezeichnenderweise keinen Namen. Er soll nur ein Statthalter sein, denn H. G. Wells weiß wie Iris Wolff: Wir alle sind Zeitreisende. „Die Science Fiction seit Wells ist [...] der zeitgenössische Versuch, die grundstürzenden Entdeckungen des 19. und frühen 20. Jahrhunderts dem historischen Selbstverständnis der Menschen einzuzerleben“, schreibt der Historiker Michael Salewski in *Zeitgeist und Zeitmaschine*. Iris Wolff arbeitet in ihren Romanen an diesem historischen Selbstverständnis der Menschen einer bestimmten Region und erzählt von ihren jeweiligen Zeitreisen.

Zeitreisegeschichten versöhnen mit unserer Sterblichkeit. Mich elektrisierten als kleiner Junge Geschichten wie die von Mark Twains *A Connecticut Yankee in King Arthur's Court* oder *Lest Darkness Fall* von Lyon Sprague de Camp, in der ein Blitzschlag auf dem Forum Romanum

einen amerikanischen Archäologen aus der Mitte des 20. Jahrhunderts ins Rom der Kaiserzeit versetzt, der daraufhin dort die Dampfmaschine, den Blitzableiter und die Schnapsdestille erfindet. Der deutsche Titel von de Camps Roman fasst den Inhalt bündig zusammen: „Das Mittelalter findet nicht statt“.

Oder Michael Moorcocks *INRI*, in dem ein Londoner sich ins Jahr 28 nach unserer Zeitrechnung versetzen lässt, um Jesus von Nazareth zu erleben – nur um enttäuscht selbst in dessen Rolle zu schlüpfen und statt mit den berühmten Worten „Eloi, eloi, lama sabachthani“ mit der herrlichen Blasphemie „It's a lie ... it's a lie ... it's a lie“ am Kreuz zu sterben. Auch Carl Amérys wunderbarer Roman *Das Königsprojekt*, in dem der Vatikan eine von Leonardo da Vinci konstruierte Zeitmaschine besitzt und die Reformation verhindern möchte, indem er Agenten durch die Zeit schickt, um Luther zu ermorden, zählte zu meinen Favoriten.

Solche Gedanken vermögen in Menschen, die das Was-wäre-wenn-Spiel der Literatur nicht gewöhnt sind, Schwindel auszulösen. Auf solche Warnzeichen zu achten, kann lebensrettend sein – insbesondere für Menschen, die in Landstrichen leben, wo Drachen lauern – „hic sunt dracones“, Sie erinnern sich? „Alles war so überdeutlich, dass er trotz Angst und Schwindel wusste, dies war kein Traum“, schreibt Iris Wolff in *Die Unschärfe der Welt* über den jungen Oz, der bei seinem Wehrdienst in Rumänien auf einem Wachturm plötzlich das riesige Auge eines Drachen sieht:

„Ein Reptilienauge füllte die Schießscharte. Eine geschlitzte Pupille, die Farbe von Feuer. Vor der anderen Schießscharte lag ein grüner Schuppenpanzer. Eine Ahnung setzte sich aus diesen Ausschnitten zusammen, dann löste sich der Wachturm auf, als wäre er das Unwahrscheinliche, nicht das, was dahinter lag. Oz sah das ganze Bild, die Flügel, die Krallen, die gespaltene Zunge, hörte das Scharren des Schuppenpanzers am Holz.“

Dieser Drache verfolgt Oz auch bei seiner Flucht mit einem für die Landwirtschaft genutzten Flugzeug aus Rumänien, einer Flucht, die über Ungarn nach Österreich führt. „Mit einem Fauchen, das lauter war als alles zusammen, die Maschine, sein Herz, das Blau, rückte der Drache ab. Oz lachte, ein großes, allumfassendes Lachen. Ein hysterisches Lachen. Ein hungriges Lachen. [...] Wie oft er auch den Himmel prüfte. Der Drache blieb fort.“

Warum braucht Iris Wolff diesen Drachen für ihre Geschichte? Die beste und kürzeste Erklärung dazu stammt meines Wissens von G. K. Chesterton, dem Autor der *Father Brown*-Geschichten, der sagte: „Fairy tales are more than true: not because they tell us that dragons exist, but because they tell us that dragons can be beaten“ – die Wahrheit des Märchens läge nicht in der Behauptung, dass es Drachen gäbe – sondern in der Behauptung, dass man Drachen besiegen könne.

Verblüffenderweise hat die Erfahrung der Moderne dem Märchen unerwartete Aktualität verliehen. Viele Menschen fühlen sich nicht erst heute von einer

„Zugehörigkeit ist vielleicht nichts anderes als eine Entscheidung.“ Nationalisten und andere Identitätsbewirtschafter freilich lassen solche Sätze schwindeln.“

unwiderstehlichen Drift erfasst, wehrlos grausamen Akzelerationen und unbarmherzigen Verdichtungen ausgeliefert. Für ihre Erfahrung der Epoche seit der Industrialisierung und der neuen Fortbewegungsmittel, der Einführung der normierten Zeit und der alle Grenzen von Raum und Zeit überwindenden Kommunikationstechniken hat der französische Philosoph Paul Virilio den Begriff des „rasenden Stillstands“ geprägt. Das einprägsamste Bild für diesen Zustand stammt von der Schwarzen Königin aus Lewis Carrolls *Alice im Wunderland*, die Alice mit einer Besonderheit der Welt hinter den Spiegeln bekannt macht: „Hierzulande musst du so schnell rennen, wie du kannst, wenn du am gleichen Fleck bleiben willst. Und um woandershin zu kommen, muss man noch mindestens doppelt so schnell laufen!“ „Ich möchte bitte lieber nicht!“ sagte Alice.“ Alice ist eine frühe Tempoverweigerin, und ihr Protest gegen den in rasenden Stillstand mündenden Beschleunigungswahn erinnert keineswegs von ungefähr an die berühmte

Formulierung von Melvilles fast 20 Jahre zuvor erschienenen „Schreiber Bartleby“: „I would prefer not to.“

Die Erfahrung von Alice ähnelt der Erfahrung der Menschen in Siebenbürgen und im Banat. „Er sei“, lässt Iris Wolff Großvater Ferry in *Lichtungen* sagen, „in seinem Leben einiges gewesen. Er sei als Österreicher in dieses Jahrhundert gestartet und, obwohl er sich geografisch nicht vom Fleck bewegt hatte, Rumäne geworden, dann Ungar und habe schließlich, auch wenn sein Pass ihn jetzt wieder als Rumänen auswies, entschieden, er bleibe Österreicher. [...] Bis neunhundertneunzehn gehörte Siebenbürgen, ebenso wie die Maramuresch, zu Österreich-Ungarn, erklärte Ferry, dann zum Königreich Rumänien, zwanzig Jahre später wieder Ungarn, vier Jahre später wieder Rumänien. Das alles sei, wie Lev sich vorstellen könne, enervierend gewesen. Jetzt entscheide er selbst. Warum sollte die eigene Entscheidung schlechter sein als jene, die irgendwelche Leute in irgendwelchen Hauptstädten trafen?“ Für Ferry mündet diese Erfahrung im Roman *Lichtungen* in den gerade in Zeiten virulenter identitätspolitischer Debatten wunderbar tröstlichen Satz: „Zugehörigkeit ist vielleicht nichts anderes als eine Entscheidung.“ Nationalisten und andere Identitätsbewirtschafter freilich lassen solche Sätze schwindeln.

Kennen Sie noch das Schwindelgefühl, das einen als Kind überkam, wenn man sich auf einer Wiese ausstreckte und den Zug der Wolken so lange am Himmel verfolgte, bis man glaubte, sich im Gras festkrallen zu müssen, um nicht vom Wolkenkarussell mitgerissen zu werden? Dazu

gibt es gute Gründe. Ich liebte als Kind nicht nur Science Fiction, sondern war auch ein begeisterter Hobbyastronom. Ein paar Fakten sind mir noch geläufig. Unser Planet rotiert am Äquator mit gut 1.600 Stundenkilometern. Auf ihrer Bahn um die Sonne ist die Erde sogar mit über 100.000 Stundenkilometern unterwegs. Unser Sonnensystem und folglich auch die Erde kreist um das Zentrum unserer Galaxis wiederum mit irrwitzigen 828.000 Stundenkilometern. Und diese unsere Galaxis, die Milchstraße, bewegt sich in Richtung des Großen Attraktors mit atemverschlagenden 2,1 Millionen Stundenkilometern. Alle diese Bewegungen überlagern sich – wir sitzen hier also gerade auf einem Planeten, der mit Millionen Stundenkilometern durchs Universum rast, obwohl wir uns heute morgen hier dabei vollkommen gelassen fühlen. In *Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne* schreibt Friedrich Nietzsche: „In irgend einem abgelegenen Winkel des in zahllosen Sonnensystemen flimmernd ausgegossenen Weltalls gab es einmal ein Gestirn, auf dem kluge Tiere das Erkennen erfanden. Es war die höchstmütigste und verlogenste Minute der ‚Weltgeschichte‘: aber doch nur eine Minute. Nach wenigen Atemzügen der Natur erstarnte das Gestirn, und die klugen Tiere mussten sterben.“

Gegen solch harte Wahrheiten von Astronomie und Philosophie leben Wolffs Protagonisten an. Sie leugnen deren Einsichten und Erkenntnisse keineswegs, aber sie legen wie die eingangs zitierte Bunica ihnen zum Trotz gewissermaßen immer ein zusätzliches Gedeck auf. Texte mit Erwägungen dieser Art müssten angesichts

unserer Sterblichkeit eigentlich Panik in uns auslösen. Aber das Gegenteil ist der Fall. Anders als vielleicht zu vermuten, bestimmt nicht Schwermut oder Melancholie den Grundton von Iris Wolffs Literatur, sondern ein bemerkenswertes Urvertrauen, dass wir trotz aller Unbill der historischen Wechselaufzüge mit allem ausgestattet sind, was wir benötigen, um die Aufgaben des vor uns liegenden Lebens zu bewältigen – ja sogar noch mit sehr viel mehr. Von Iris Wolffs Prosa geht erstaunliche Gelassenheit aus, buchstäblich eine Seelenruhe. Gerade deshalb fühle ich mich in dieser Prosa zu Hause. Ich finde in ihr Heimat wie sonst nur in den weit ausschwingenden Satzperioden Theodor Fontanes. Sie erinnern sich: Am Beginn des Romans *Halber Stein* wird die Frage gestellt, ob es „Orte gibt, die in die Vergangenheit blicken lassen und uns gleichzeitig die Zukunft zeigen.“ Es gibt solche Orte, erklärt der Erzähler und meint damit Bücher. „Dann werden die Geschichten zu deiner eigenen Geschichte?“ wird er gefragt und gibt die gelassene Antwort: „Ist das nicht immer so bei guten Büchern?“

Doch, das ist so bei guten Büchern – das ist so bei den Büchern von Iris Wolff. Herzlichen Glückwunsch, Iris Wolff, zum Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung!

*Die Fähigkeit,
den Stein zu befragen*
Dankrede

Iris Wolff



Iris Wolff.

Die Lyrikerin und Nobelpreisträgerin Wisława Szymborska kommentierte in einer Kolumne der polnischen Zeitung *Literarisches Leben* über Jahre die Versuche von Nachwuchssautoren. Humorvoll, aber auch durchaus kompromisslos. Einem jungen Schreibenden, der sich anscheinend mit sorgloser Leichtigkeit zu jedem Thema äußerte, rät sie, von Zeit zu Zeit am Bleistift zu kauen und verzweifelt aus dem Fenster zu schauen. Einem anderen Schreibenden erklärt sie, dass es nicht die Zahl der erlebten Abenteuer ist, die die schöpferische Qualität eines Schriftstellers ausmacht, sondern dass er sich von innen heraus formt, Sensibilität für scheinbar Unbedeutendes besitzt, staunt über Dinge, die andere für gewöhnlich halten. „Reisen ins Ausland? Die wünschen wir Ihnen von Herzen, sie können manchmal nützlich sein.“ Doch bevor man nach Capri aufbreche, so rät sie, solle man daheim aufs flache Land fahren. „Wenn Sie von dort zurückkehren ohne jegliche Eindrücke, die es wert wären, beschrieben zu werden, dann hilft Ihnen auch die Blaue Grotte nicht.“

Tatsächlich braucht es keine großen Themen für einen guten Text. Gerade vertraute, augenscheinlich langweilige

Orte sind ideale Ausgangspunkte für Literatur. An den Rändern, in der Provinz, ist man mit sich selbst konfrontiert und gleichzeitig angewiesen auf andere. Hier finden sich die spannenden Charaktere.

In Jean Pauls *Selberlebensbeschreibung* gibt es die Aufforderung: „Lasse sich doch kein Dichter in einer Hauptstadt gebären und erziehen, sondern womöglich in einem Dorfe, höchstens in einem Städtchen.“ Die Überfülle an Reizen, die es in Städten gibt, erschöpfe den Menschen, so die Argumentation, und bei der dichterischen Arbeit gehe es vornehmlich um eines: das Lieben. Lieben lernen könne man, nach Jean Paul, besser in ländlichen Gegenden. Ich komme nicht umhin, meinen Eltern zu danken, die aus Hermannstadt an die äußersten Landesgrenzen ins Banat zogen, damit ich das Lieben lernen könne. Es gab viel zu tun. Da waren das Pfarrhaus, der Garten, die Kirche, der Fluss Marosch, die Häuser der anderen. Die Hunde und Katzen, die auf unserem Hof lebten, wenn der Wurf nicht, wie es damals üblich war, in einem Sack zum Fluss getragen wurde. Da waren die Gäste, die im Sommer aus der DDR zum Schwarzen Meer reisten und die Gastfreiheit des Pfarrhofs in Anspruch nahmen; die Geschichten am Küchentisch, die Partys. Das Lieben, stellte ich fest, ist mit einer anderen Sache verbunden: Freiheit. Das mag seltsam klingen, bedenkt man, dass ich mit meiner Familie in einer Diktatur aufwuchs, die gerade in den 1980er-Jahren in Rumänien von Zwang, Überwachung, Unfreiheit, wirtschaftlicher Not, Repressalien und einer kaum zu überbietenden Absurdität und Idiotie geprägt war. Alles dank der Hybris eines

Staatsoberhaftes, von dem der Diplomat Erwin Wickert in seinen Lebenserinnerungen treffsicher und nüchtern sagte: Ihm waren die Menschen in seinem Land, Menschen generell, vollkommen gleichgültig.

Die Freiheit, die ich meine, hat mit einer Fähigkeit zu tun, die wir viel zu selten gebrauchen: die Phantasie. Und ich meine hier nicht Wunschträume, um der Realität zu entfliehen, sondern die Kraft der Imagination. Sie erlaubt uns, über das Jetzt und Hier hinauszudenken, die Wirklichkeit, die wir im Alltag erleben, zu hinterfragen. Sie ist wesentlich, um über Vergangenheitsorientierung und Gegenwartsbemühung hinauszukommen. Aber um diese Kraft ernst zu nehmen, muss man an etwas glauben: dass es neben der materiellen Seite der Realität eine geistige, metaphysische gibt. Beide sind miteinander verbunden. Bilder, Musik, Worte, Begegnungen, Blicke – das alles können Verbindungstüren sein. Man muss natürlich Lust haben, seine Wahrnehmung zu erweitern, muss erfahren haben, wie heilsam es ist, in eine andere Identität zu schlüpfen, probehalber, etwa für die Dauer eines Buches; vielleicht sogar ein Ungenügen verspüren, wenn man es nicht tut.

Übt man sich im Lieben, merkt man, dass jede Erscheinung, wenn nicht mit einer Botschaft, so doch mit einer Aussage daherkommt. Ich versuche sie sprachlich sichtbar zu machen. Nuancen erscheinen mir dabei wichtiger als ein Plot oder ein Thema. Man kann Schattierungen, Dinge, Orte, sogar Licht und Klang überführen in Literatur. Auch Bäume. Der Schweizer Autor Gerhard Meier

sprach in einem Interview über seine Baumbekanntschaften. „Ich bin über jeden Baum froh, den ich kenne, und wenn ich das Gefühl habe, er kennt mich auch ein wenig, dann grüßen wir uns gelegentlich sogar.“ Es gab eine Linde im Dorf, die schon in seiner Kindheit da war; das eigene Dasein war mit ihr verwoben. Meier sagte in seiner unprätentiösen Art: „Und gelegentlich denke ich etwa: Ja, das ist schön, dass wir beide zur gleichen Zeit unsere Tage abstottern dürfen.“ Ich schätze Schreibende wie ihn. Er scherte sich wenig um Konventionen und Erwartungen, nahm kaum Aufforderungen zu Lesungen an und verwandelte sein Dorf Niederbipp in das literarische Amrain, durch das wir seine Figuren auf ihren Spaziergängen begleiten dürfen.

Vladimir Nabokov zufolge liest man Literatur weder mit dem Herzen noch mit dem Hirn, sondern mit der Wirbelsäule; mit allen Sinnen also, mit dem Körper. Wir merken es, wenn uns ein Buch elektrisiert, wenn wir geradezu physisch anwesend sind in der erzählten Welt. Um aus den unzähligen, mitunter nutzlosen Gedanken eines Tages herauszukommen, muss man in den Körper gelangen. In den Leib, wie Bunica in *Lichtungen* sagen würde. Wenn man Körperlichkeit ernst nimmt, statt allein intellektuelle Fähigkeiten, rückt das Andere, Fremde näher an einen heran. Man bleibt bei einem Amselgesang stehen und überlegt, ob es schiere Freude am Dasein ist, die sich im Vogelkörper ausdrückt; man beugt sich zu einem Hund oder einer Katze und nimmt ein Erkennen wahr. Der Philosoph Baptiste Morizot schreibt dazu in *Philosophie der Wildnis*: „Gerade die Tatsache, dass sie [die Tiere]

„[...] bei der dichterischen Arbeit gehe es vornehmlich um eines: das Lieben. Lieben lernen könne man, nach Jean Paul, besser in ländlichen Gegenden.“

uns in die Augen schauen, legt nahe, dass sie etwas wissen: Hinter unseren Augen verbirgt sich für sie ein Bewusstsein [...] Sie gestehen uns ein Innenleben zu, uns, die wir so große Mühe damit haben, ihnen dieselbe Höflichkeit zu erweisen.“ In der Verbindung, dem Spüren des eigenen Körpers entsteht eine tiefere Aufmerksamkeit, Wachheit, die der Philosoph wie folgt charakterisiert: „[...] als eine Haltung intensiver Offenheit gegenüber der Kunst der Anderen, Zeichen auszusenden und zu Hause zu sein, unter uns, aber auch unter sich.“ Lernt man, Zeichen zu lesen, wird man zum Spurensucher, nimmt man nicht nur Mensch und Natur anders wahr, auch Architektur. Man erkennt, dass Linien und Farben Informationen sind, dass politische Ideen in Fenster und Türen eingeschrieben sein können, und erfährt, dass wir an anderen Orten andere Menschen sind. Ein Gebäude kann unserem Verständnis von der richtigen Art zu leben widersprechen (ein Gedanke, der mich immer wieder an Bahnhöfen und in Fußgängerzonen überkommt), ein

Gebäude kann uns jedoch auch in unseren Werten bestätigen; im besten Fall erinnert es uns daran, wer wir sein wollen.

Mir scheint, auch Konrad Adenauer wusste um die Wichtigkeit von Licht und Nuancen. Am 26. Mai 1953 schrieb er an seine Nachbarin, dass der Widerschein ihres (wahrscheinlich frisch) rot angestrichenen Daches bis in sein Arbeitszimmer reiche und die Farben der dort hängenden Bilder beeinträchtige. Adenauer sammelte Kunst, seine Sammlung bestand fast ausschließlich aus religiösen Motiven. Die Platzierung in seinem Haus in Rhöndorf, die Ausleuchtung konnte ihn lange beschäftigen; er hängte immer wieder um, und wenn ihm ein Bild nicht mehr gefiel, gab er es weiter. Sein Enkel Konrad Adenauer sagte in einem Interview, dass die Kunstabetrachtung für seinen Großvater einen spirituellen Zweck hatte. Weiß man dies, wird klar, dass der rote Widerschein des Daches nicht hingenommen werden konnte. Adenauer schlug vor, für das neue Streichen jener Dachseite aufzukommen. Der Brief muss überzeugend gewesen sein, denn die Nachbarin war einverstanden. Ich frage mich, ob es an der argumentativen Kraft Adenauers lag oder seiner gesellschaftlichen Position, dass diese Bitte Gehör fand. Den meisten Nachbarn muss man mit einem Dach erst gar nicht kommen.

Es ist schwer, andere in ihren Wünschen und Notwendigkeiten zu verstehen. Ein Hinweis, warum das so ist, gibt das Gedicht *Gespräch mit dem Stein* von Wisława Szymborska, im Folgenden übersetzt von Karl Dedecius.



Die Preisträgerin mit Prof. Dr. Norbert Lammert und dem Juryvorsitzenden Prof. Dr. Friedhelm Marx.

Ein lyrisches Ich klopft an die Tür eines Steins. Aus reiner Neugier, sie möchte den Palast des Steins durchschreiten, sich umschauen; für diese Erkundung bleibe nicht viel Zeit, sie habe nur dieses eine Leben: „Meine Sterblichkeit sollte dich erweichen.“ Der Stein lässt sich bitten und so lautet die siebte Strophe: „Ich klopfe an die Tür des Steins. / Ich bin's, mach auf. / Ich suche keine Zuflucht für ewig. / Ich bin nicht unglücklich. / Ich bin nicht obdachlos. / Meine Welt ist eine Rückkehr wert. / Ich komme herein und gehe mit leeren Händen wieder hinaus. / Und zum Beweis, dass ich wirklich da war, / zeig' ich nichts vor außer Worten, / denen niemand Glauben schenken wird.“ Das Begehrnen des lyrischen Ichs ist nicht erfüllbar, denn während die Oberfläche des Steins

„Kunst ermöglicht ein heilsames Absehen von sich selbst [...].“

sichtbar ist, wendet er seine Innenseite von uns Menschen ab. So endet das Zwiegespräch zwischen Mensch und Stein mit der Antwort: „Ich hab' keine Tür“. (S. 169)

Etwas Konkretes, ein Gespräch, eine Beobachtung führt, wie oft bei dieser Dichterin, zu existenziellen Fragen. Szymborska rebelliert gegen Grenzen, hinterfragt Fremdheit und Entfremdung und weist auf etwas Unwahrscheinliches hin: unsere Fähigkeit, den Stein zu befragen. Wir können uns hineindenken in nahezu alles, wir vermuten ein Inneres, wo uns nur die Außenseite zugewendet ist, wir suchen auch an den abwegigsten Orten Türen. Nach dem Stein möchte das lyrische Ich noch Wassertropfen und Blatt besuchen, und weil Bücher im Regal miteinander im Gespräch sind, erinnere ich mich, dass es so einen Blattbesuch in dem Roman *Reine Farbe* der kanadischen Schriftstellerin Sheila Heti gibt. In diesem Buch verwandelt sich die Protagonistin nach dem Tod ihres Vaters in ein Baumblatt. Zuerst ist sie erschrocken, denn wie könne ihre Seele in ein Baumblatt hineinpassen? Als Blatt erkennt sie, dass nur die Liebe

ihres Vaters sie dazu veranlasst hatte, anzunehmen, sie sei groß. Solange der Vater da war, konnte sie sich weiter ausdehnen, immer weiter wachsen. „Hätte sie gewusst, dass sie nicht größer als ein Blatt war, hätte sie sich nicht mit solchen Bestrebungen abgegeben. Sie hätte ihr Bestes getan, klein zu bleiben.“

Hetis Roman – der gar kein Roman ist, durchaus verwirrend und rätselhaft in seiner Mischung aus Traum, Philosophie, Märchen, ästhetische Reflexion und Erzählung – hat den schönsten Anfang, den ich seit Langem gelesen habe: „Als Gott Himmel und Erde erschaffen hatte, trat er zurück, um die Schöpfung zu betrachten, wie ein Maler vor der Staffelei. Dies ist der Moment, in dem wir leben – der Moment, in dem Gott zurücktritt. Wer weiß, wie lange er schon dauert. Zweifellos seit Anbeginn der Zeiten. Aber wie lange ist das? Und wie lange wird der Moment noch dauern?“ Ist das nicht ein grandioser Gedanke? Ich sehe darin die Möglichkeit, dass das Bild, die Welt, in dem wir leben, noch nicht vollkommen ist, dass sie uns braucht; und ich weiß aus eigener Erfahrung, zumindest verstehe ich so das Schreiben, dass wir aufgerufen sind, der Welt etwas hinzuzufügen. Und manchmal vielleicht auch, etwas abzuziehen.

Nur die Phantasie, der dichterische Einfallsreichtum, das wilde Denken, erlaubt eine Befragung des Steins, gibt dem Besuch eines Blatts einen Sinn. Warum machen wir so wenig Gebrauch von dieser Superkraft? Wie würde unsere Gegenwart aussehen, wenn wir der Welt etwas hinzufügten (oder abziehen), statt sie permanent

zu besprechen, zu beschreiben, zu etikettieren? Wir bleiben bei Realismus, Pragmatismus, Eindeutigkeit und Abgrenzung stehen. Gerhard Meier, der sich selbst als „Hysteriker in Sachen Freiheit“ bezeichnete, sagte, er sei allergisch auf diese „einfältigen Realismusbemühungen und Wortetikettierungen“. Es passiert so viel zwischen Worten, in Gesten, in Blicken, im Schweigen auch. Es geschieht so viel jenseits der Sprache, aber wir verpassen es, weil wir über die Bedeutungen von Worten streiten, sie gegen andere richten. Wir sortieren andere in Schubladen, gut und schlecht, richtig und falsch, die ganze Welt reduzieren wir auf Einsen und Nullen.

Die Vorstellungskraft, die Bemühung um ein Denken jenseits übernommener Konventionen ist keine Kleinigkeit. Das Wissen darum, dass es neben Mehrheiten und Gewissheiten noch eine geistige Seite gibt, eine Seite, in der die Dinge deutungsoffen, geheimnisvoll bleiben, ist ein Schutzschild gegen Tyrannie und Machtmissbrauch. Nabokov sagte in seinem Kurs *The Art of Writing* an der Stanford Universität in Palo Alto: „Der Normalverstand in seiner schlimmsten Erscheinungsform ist der normierte Verstand [...] Es ist aufschlussreich, sich vor Augen zu führen, dass kein einziger Mensch in diesem Saal, oder in jedem beliebigen Saal auf der Welt, davor sicher wäre, an einem sorgfältig ausgewählten Punkt des geschichtlichen Raum-Zeit-Kontinuums von einer dem Normalverstand gehorchenen Mehrheit in der Raserei der Gerechten sofort und auf der Stelle, jetzt und hier, hingerichtet zu werden.“



Iris Wolff und Prof. Dr. Norbert Lammert im Schloss Ettersburg.

Ein guter Text kann unsere Annahme erschüttern, mehr wert zu sein als anderes Leben. Kunst ermöglicht ein heilsames Absehen von sich selbst, gerade so wie es in einem Gedicht der US-amerikanischen Lyrikerin Mary Oliver heißt: „[...] so that you might step inside and be cooled and refreshed, and less yourself than part of everything“. („So dass du eintreten kannst und abgekühlt und erfrischt bist, und weniger du selbst als ein Teil von allem.“ Übersetzt von Jürgen Bröcan).

Auch hier geht es ums Eintreten, bekommt der Gedichtkörper eine Tür. Ich weiß natürlich, dass diese Einladung

anzunehmen nicht immer sinnvoll erscheint. Wozu ein Gedicht lesen, nachdem ich die Nachrichten gesehen habe? Alberto Manguel schreibt in *Eine Geschichte des Lesens*: „In einer Welt, in der nahezu jede Industrie [...] uns ein umtriebiges, gieriges Paradies verspricht, kann uns die ruhige Bedächtigkeit, die uns ein Buch (oder eine Kathedrale) abverlangt, vielleicht dazu führen, innezuhalten, nachzudenken, uns abseits falscher Optionen und absurder Paradiesversprechungen zu fragen, welche Gefahren uns wirklich drohen und was unsere wahren Waffen sind.“

Man kann durchaus gelegentlich fragen, was unsere „wahren Waffen“ sein könnten. Dafür möchte ich nochmals auf Konrad Adenauer zurückkommen. Er sagte in einer Ansprache an der Frankfurter Universität 1952: „Jede Beschäftigung mit geistigen Dingen trägt bei zur Ausbildung der Persönlichkeit, aber vor allem gilt das von der Beschäftigung mit metaphysischen Dingen, mit metaphysischen Fragen. Unter gar keinen Umständen darf die Beschäftigung mit der metaphysischen Seite des menschlichen Seins vernachlässigt werden.“ Mir kommt diese mit Nachdruck vorgetragene Äußerung bedeutsam vor, zumal von einem Mann, der die Aufgabe hatte, ein vollkommen zerstörtes Deutschland wiederaufzubauen. Adenauer sah in rein materialistischem Denken eine große Gefahr. In einem Brief an seinen Sohn Paul (7.11.1941) heißt es: „Die große Kunst, die man lernen muss, ist, das Innere eigentlich niemals vom Getriebe des Tages ersticken zu lassen.“

Das Getriebe an Aufgaben, Nachrichten, Meinungen füttet nichts anderes als den Normalverstand. Der Verstand, der sich auf Zahlen beruft, der sich selbst an erste Stelle setzt, der seiner Urteilsfähigkeit kaum je misstraut, und deswegen gerne bereit ist, sich auf der richtigen Seite zu wähnen. Aber wir leben in einer Welt, in der es sinnvoll sein kann, ein Blatt zu besuchen oder mit einem Stein zu sprechen; in der man staunen, abschweifen, forschen, an den unmöglichsten Stellen Türen vermuten und Einlass begehrten kann. Ich denke, dass es nicht mehr so leicht wäre, Muttertiere in der Schweinezucht über Monate auf dem Boden zu fixieren, wenn man weniger „man selbst als ein Teil von allem“ ist. Vielleicht wäre es nicht mehr möglich, die Bombardierung eines Dorfes anzurufen, während man sich gleichzeitig um das Wohlergehen der eigenen Kinder sorgt. Diese Hierarchisierung von Wert, der Glaube an ein notwendiges Leid, macht mich wütend, mitunter mutlos. Eine Weltanschauung, die das Geistige, Metaphysische ausklammert, lässt nicht viel Platz für Eigenständigkeit, Verbundenheit. Ich glaube, man gewinnt viel, wenn man es versucht. Wie es der schottische Autor John Burnside in seinen Lebenserinnerungen *Über Liebe und Magie* schrieb: „Sollte die Realität irgendwem gehören, dann jenen, die sich weigern, sie zu besitzen.“

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit!

Verwendete Literatur

- Wislawa Szymborska: Sie sollten dringend den Kugelschreiber wechseln. Anregungen für angehende Literaten. Übersetzt von Renate Schmidgall. Berlin: Suhrkamp, 2023.
- Jean Paul: Selberlebensbeschreibung. In: Jean Paul: Sämtliche Werke. Hrsg. von Norbert Miller. Abt. 1. Bd. 6. München: Hanser, 1963.
- Gerhard Meier, Ernst Morlang: Das dunkle Fest des Lebens. Amrainer Gespräche. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1995.
- Vladimir Nabokov: Gute Leser und gute Autoren. In: Vorlesungen über westeuropäische Literatur. Übersetzt von Ludger Tolksdorf und Dieter E. Zimmer. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Verlag, 2014.
- Baptiste Morizot: Philosophie der Wildnis oder die Kunst vom Weg abzukommen. Übersetzt von Ulrich Bossier. Ditzingen: Reclam, 2022.
- Adenauer und die Kunst: www.konrad-adenauer.de/personen/seite/heinz-kisters/ (letzter Abruf: 21.10.2025).
- Der Kanzler und die Kunst – Konrad Adenauers Privatsammlung. Ein Interview mit Konrad Adenauer. 13. Mai 2019. <https://histrhen.landesgeschichte.eu/2019/05/der-kanzler-und-die-kunst/> (letzter Abruf: 21.10.2025).
- Wislawa Szymborska: Hundert Freuden. Gedichte. Übersetzt von Karl Dedecius. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1996.
- Sheila Heti: Reine Farbe. Roman. Übersetzt von Thomas Überhoff. Hamburg: Rowohlt, 2023.
- Mary Oliver: Devotions. The selected poems of Mary Oliver. New York: Penguin Books, 2020.
- Mary Oliver: Sag mir, was hast du vor mit deinem wilden, kostbaren Leben. Gedichte. Übersetzt von Jürgen Bröcan. Zürich: Diogenes, 2023.
- Alberto Manguel: Eine Geschichte des Lesens. Übersetzt von Chris Hirte. Frankfurt am Main: S. Fischer, 2018.
- Dorothea und Wolfgang Koch (Hrsg.): Konrad Adenauer. Der Katholik und sein Europa. Kißlegg: Fe-Medienverlag, 2023.
- John Burnside: Über Liebe und Magie. I put a spell on you. Übersetzt von Bernhard Robben. München: Penguin Verlag, 2021.

Auszeichnung der Bernhard-Vogel- Stipendiatinnen

Gerold Herzog



Bernhard-Vogel-Stipendiatinnen Charlotte Clara Köhler und Marit Gernert mit Gerold Herzog, dem Direktor des Musikgymnasiums Schloss Belvedere.

Ohne nochmalige Nennung einzelner Namen grüße auch ich die hier versammelte Festgemeinde sehr herzlich. Und ich gratuliere Frau Wolff zum erhaltenen Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung.

Als Schulleiter des Musikgymnasiums wurde ich gebeten, die beiden Bernhard-Vogel-Stipendiatinnen vorzustellen. Deren als Dankeszeichen präsentierten musikalischen Gruß ergänze ich gern durch einige erläuternde Worte.

Zuvor jedoch seien mir eine Anmerkung und ein eigenes Wort des Dankes erlaubt. Die Anmerkung bezieht sich auf die links und rechts neu im Konzertsaal stehenden Orgelinstrumente, die das Musikgymnasium einer privaten Spenderin verdankt. Neben allen Orchesterinstrumenten werden am Musikgymnasium auch Klavier, Orgel, Akkordeon, Blockflöte, Gitarre, klassischer Gesang und Komposition als Hauptfach gelehrt. Durch die beiden um 1900 erbauten Instrumente haben sich nicht nur die Bedingungen unserer Organisten, sondern gleichzeitig die Kammermusik und Konzertmöglichkeiten für alle Schülerinnen und Schüler des Musikgymnasiums nachhaltig verbessert.

Ein besonderes Kleinod ist rechts das Orgelharmonium der Wiener Firma Kodikievic, von dem es in Europa nur noch zwei spielfähige Exemplare gibt. Dieses ähnelt sehr jenem Instrument, das Franz Liszt als hochbetagter Mensch in Weimar einst für die Organistenausbildung an der damals noch jungen Weimarer Orchesterschule



Bernhard-Vogel-Stipendiatinnen Marit Gernert und
Charlotte Clara Köhler.

stiftete, die heute Hochschule für Musik Franz Liszt Weimar heißt und der wichtigste Kooperationspartner des Musikgymnasiums ist.

Dank sagen möchte ich dafür, dass das Bernhard-Vogel-Stipendium weiterlebt, auch wenn dessen Stifter seit einem Vierteljahr nicht mehr unter uns weilt. In seinem aus christlichem Ethos erwachsenen, zuweilen kämpferischen Engagement und seiner gleichzeitig humorvollen Gelassenheit bleibt er Vorbild, nicht nur denen, die seit nunmehr zwölf Jahren mit dem von ihm gestifteten Stipendium geehrt wurden und werden.

Marit Gerner und Charlotte Köhler, die sich in diesem Jahr das Bernhard-Vogel-Stipendium teilen, erfüllen dessen Vergabekriterien in sehr ähnlicher Weise. Sie zeichnen sich aus durch ihre Leistungsfähigkeit im allgemeinbildenden und musikalischen Bereich, durch gesellschaftliches Engagement und gelebte Sozialkompetenz. Beide besuchen die Belvederer Klasse 12 und streben 2026 das Abitur an. Während Marit sich seit 2023 als Klassensprecherin engagiert, wurde Charlotte im gleichen Jahr von der Belvederer Schülerschaft zur stellvertretenden Schulsprecherin gewählt. Beide haben sechsjährig ihre Instrumentalausbildung begonnen, Charlotte in Südtüringen und Marit in Unterfranken. Als Zweitinstrument spielen sie Klavier und musizieren auf ihren Hauptinstrumenten Flöte beziehungsweise Geige sowohl in Orchestern als auch in Kammermusikensembles und solistisch, Marit in zwei Orchestern als Konzertmeisterin.

Beide sind mehrfach Preisträgerinnen des Wettbewerbs Jugend musiziert und haben sich Ende März für den Bundeswettbewerb 2025 qualifiziert, der in einer Woche in Wuppertal stattfinden wird. Charlotte ist seit 2021 Beauftragte für die UNESCO Projektschularbeit ihrer Klasse. Marit erstellte 2024 einen Imagefilm über die UNESCO Projekt-Schultätigkeit des gesamten Musikgymnasiums. Charlotte wird allgemein geschätzt als ideenreiche Persönlichkeit, die gern Aufgaben übernimmt, diese klug strukturiert, Mitmenschen begeistert und sie in die Lösungsfindungen sowie deren Umsetzung einbindet. Marits zuverlässiges Engagement ist gepaart mit außergewöhnlicher Bescheidenheit, steter Hilfsbereitschaft und ausgeprägter Kreativität in einem. In ihrem für die Klasse geschriebenen Theaterstück führte sie auch Regie und beteiligte sich kürzlich mit drei Kurzprosatexten am Wettbewerb Junges Literaturforum Hessen Thüringen 2025, dessen Ergebnis noch nicht vorliegt. Heute wird sie ausgezeichnet bei der Literaturpreisverleihung der Konrad-Adenauer-Stiftung. Beiden Stipendiatinnen sage ich: Herzlichen Glückwunsch.

Programm der Feierstunde

Verleihung des Literaturpreises der Konrad-Adenauer-Stiftung e. V. an Iris Wolff

Musikgymnasium Schloss Belvedere, Weimar
1. Juni 2025, 11.00 Uhr

Programm

Begrüßung

Prof. Dr. Norbert Lammert

*Vorsitzender der Konrad-Adenauer-Stiftung
Präsident des Deutschen Bundestages a. D.*

Der Roman als Zeitmaschine

Laudatio auf Iris Wolff

Denis Scheck

Literaturkritiker

Preisverleihung
Prof. Dr. Norbert Lammert

Die Fähigkeit, den Stein zu befragen
Dankrede
Iris Wolff

Auszeichnung von Schülerinnen
des Musikgymnasiums Schloss Belvedere
durch die Bernhard-Vogel-Stiftung
Gerold Herzog

Direktor des Musikgymnasiums Schloss Belvedere

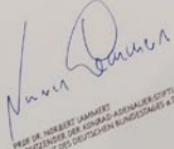
Musikalische Umrahmung:
Schülerinnen des Musikgymnasiums
Schloss Belvedere

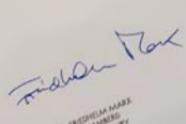
DIE KONRAD-ADENAUER-STIFTUNG
verleiht

IRIS WOLFF

DEN LITERATURPREIS
DER
KONRAD-ADENAUER-STIFTUNG
2025

Weimar, im Juni 2025


DR. FRIEDEMANN JÄHNERT
VORSTELLER DER KONRAD-ADENAUER-STIFTUNG e.V.
PRÄSIDENT DES DEUTSCHEN BUNDESSTATES e.V.


Friedhelm Jähnert
DR. FRIEDEMANN JÄHNERT
VORSTELLER DER KONRAD-ADENAUER-STIFTUNG e.V.
PRÄSIDENT DES DEUTSCHEN BUNDESSTATES e.V.



in Hermannstadt geboren, im Banat
in Siebenbürgen aufgewachsen, seit
in Deutschland lebende Iris Wolff ist
eine Autorin, die mit poetischer Eleganz
und in verdichteten Szenen von Lebensfor-
men der Freiheit erzählt. Angesichts der
Schrecken des 20. Jahrhunderts halten ihre
Romane Zeichen von Menschenfreundlich-
keit und Werteverbindungen fest. Sie schildern Biogra-
fische Verirrungen fest. Sie schaffen europäischer
Geschichte, orientiert an Menschen, die aus
dem Banat und anderen Regionen Rumä-
niens vor und nach dem Regime Ceaușescus
fliehen oder auch dort bleiben, die nach
Zugehörigkeit und Heimat fragen und die
Vielfalt von Sprachen und Religionen in
Europa erfahren. Iris Wolffs Romane sind
Licht-Blicke in die Zeitgeschichte und ein
wegweisender Beitrag zur europäischen
Erinnerungskultur.



*Über die Freiheit
wahrhaftiger Geschichten
Gespräch mit
Iris Wolff*

Michael Braun und
Friedhelm Marx



Juryvorsitzender Prof. Dr. Friedhelm Marx mit Jurymitglied
Prof. Monika Grütters und Prof. Dr. Norbert Lammert
vor dem Musikgymnasium Schloss Belvedere.

Immer wieder ragen Familien- und Zeitgeschichte in Dein Erzählen hinein. Wie weit lassen sich Deine Figuren von der Vergangenheit bestimmen?

Iris Wolff: Mich interessiert, wo ein Individuum vom Zeitgeschehen bestimmt wird und wo es sich davon abgrenzt, gewissermaßen aus der Zeit fällt. Man hat das Glück oder Unglück, in eine bestimmte Epoche geboren zu werden, und muss sich zu politischen und gesellschaftlichen Umständen verhalten. Auch: innerhalb bestimmter familiärer Prägungen zurechtfinden. Wie lassen sich diese Prägungen und Bedingtheiten mit dem Wunsch nach Freiheit, Selbstgestaltung vereinen? Ich glaube, beides ist wichtig: Die Vergangenheit zu verstehen, lebendig zu halten, aber auch die Zukunft nicht allein aus Mustern der Vergangenheit zu gestalten. Es gibt immer wieder Momente, wo etwas von meinen Figuren abfällt, wo sie einen Anfang wagen, zu sich stehen. Dann bin ich ihnen nah.

Literarisches Erinnern macht aus Geschichte: Geschichten. Was macht für Dich das Erinnern im Erzählen aus – gerade auch im Unterschied zu Fake News, sogenannten alternativen Fakten und „Phantasieprodukten“ diktatorischer Regimes, wie es in Die Unschärfe der Welt heißt?

Iris Wolff: Erinnern ist etwas zutiefst Subjektives, Wandelbares. Ebenso wie Erleben. Nur, was ich erlebe, erinnere, gehört wirklich zu mir. Mein Bild der Welt setzt sich auch aus anderen Stimmen zusammen – indem ich Bücher oder Zeitungen lese, mit anderen Menschen spreche, Kunst erlebe, erhalte ich ein umfassendes Bild der Welt, sonst wäre meine Wahrnehmung ja immer nur auf mich selbst beschränkt. Aber auch wenn diese Erweiterung meiner Perspektive wichtig ist, muss ich doch als Erzählerin etwas auf einer persönlichen Ebene prüfen; erst, wenn ich Nöte, Verluste, Anfänge wirklich fühlen, nachvollziehen kann, werde ich sie für meine Figur beschreiben können. Wenn ich etwas nachvollziehen kann, bin ich in Verbindung. Ich glaube, wenn man in Verbindung ist (man kann hier auch das große Wort „Liebe“ verwenden), ist es nicht mehr möglich, anderen Schaden zuzufügen, ihre Würde zu missachten. Eine Geschichte, die wahrhaftig ist, macht frei. Mich selbst und andere. Das ist der Unterschied.

Was macht das Erzählen mit der „Heimat“? Und wo liegt „Heimat“ für Dich: in Rumänien, in Deutschland – oder in Europa?

Iris Wolff: Ich wäre wohl nicht Schriftstellerin geworden, hätte es diesen frühen Verlust der Heimat nicht gegeben. Ich schreibe auch, um einen Teil dieser verlorenen Welt zu bewahren, ihn für andere begehbar zu machen. Dadurch entsteht er immer wieder neu und anders. Siebenbürgen ist Europa im Miniaturformat mit seiner wechselvollen Geschichte, mit seinen Sprachen und Religionen. Weil es

diesen Ort der gelebten Gemeinschaft nicht mehr gibt, habe ich gelernt, mir Zufluchten zu suchen, in Büchern, Orten, Menschen. Manchmal gibt es dieses unvermutete Geschenk, wenn man ganz bei sich ist, ein Augenblickszuhause findet; und vielleicht sind diese Momente wertvoller als eine unhinterfragbare Zugehörigkeit, die sich letztlich auf Sprache, Nationalität, Region gründet, in die wir zufällig hineingeboren wurden. Heimat ist für mich etwas Zukünftiges, ein Ziel des Gehens. Der Weg führt letztlich immer nach Innen. Zumindest lassen dies meine Heldinnen und Helden in der Literatur anklingen: Novalis, Hermann Lenz, Gerhard Meier, Mary Oliver.

Eine archetypische Figur in Deinen Prosabüchern ist immer wieder die Großmutter. Welche Rolle spielt sie für Dich? Ist es, mit Walter Benjamin gesprochen, eine Figur, die uns noch Rat weiß?

Iris Wolff: Ja, das ist gut zusammengefasst. Ich finde, das Leben ist seltsam eingerichtet, man ist auf andere angewiesen, braucht lange, um gültige Standpunkte und Ziele zu finden, Wichtiges von Unwichtigem zu unterscheiden. Leider zumeist erst, wenn man ein gewisses Alter erreicht hat, und dann hat man nur noch wenig Zeit. Ich habe meine Jugend und Teile meines Erwachsenseins als von Unsicherheit geprägt erlebt. Ich stelle mir gerne vor, dass ich später ähnlich humorvoll, kantig-kauzig, lebensklug bin wie die Großmütter und Großväter in meinen Romanen. Ich glaube, sie reichen mir die Hand, damit ich manch eine Unwissenheit und Unsicherheit überwinde.

Was macht Wörter und Redensarten für Dich so auflesenswert und sammlungswürdig?

Iris Wolff: Ich führe Listen mit Wörtern und Redewendungen in vielen der Sprachen, die in Siebenbürgen und dem Banat gesprochen werden. Solche Einsprengsel in einem literarischen Text sind wie Spiegel, die den Raum öffnen. Sprache ist immer metaphorisch, wir verständigen uns in Bildern, die die Realität der Welt manchmal treffen, manchmal verfehlten, aber eigentlich nur eine unendliche Annäherung sind. Das könnte, wenn man es wirklich verinnerlichen würde, die Schärfe aus unseren Diskussionen nehmen. In einer Redewendung erkennt man den Humor, die Bildhaftigkeit einer anderen Sprache; auch den Versuch, durch Ironie und Witz in einer Diktatur zu überleben. Wörter und Redewendungen wandern von einer Sprache in die andere, machen das Zusammenleben verschiedener Nationalitäten sichtbar. *Peron* war in Transsylvanien der Bahnsteig, *Pix* der Kugelschreiber, *Bizikel* das Fahrrad, *Paradeis* die Tomaten. Auch Wörter aus dem siebenbürgisch-sächsischen Dialekt sammle ich, etwa: *buserieren* (jmd. nerven), *piken* (kleben), *trandeln* (trödeln), *okoschieren* (angeben), *noppen* (kurzer Schlaf), *sturkeln* (straucheln), *Ribisel* (Johannisbeeren) oder mein Lieblingswort *Hetschenpetsch* für Hagebutte.

Nach Deinem ersten Buch, Halber Stein, schwinden die Adjektive zusehends aus Deinen Werken, zumal bei deren Titeln. Wie kommt es dazu?

„Ich gehe in die Poesie,
weil ich an ihre Kraft glaube.“

Iris Wolff: Als ich anfing zu schreiben, hatte ich den Wunsch, diese Region Südosteuropas, ihre Menschen und Landschaften so genau wie möglich in Sprache zu überführen – damit die Leserinnen und Leser diese Welt mit allen Sinnen erfahren können. Heute weiß ich: Literatur muss voraussetzungslos funktionieren. Sie sollte nicht belehren, eine Agenda haben, einem etwas mitteilen wollen, das über die Logik und Kohärenz einer Geschichte hinausgeht. Ich gehe in die Poesie, weil ich an ihre Kraft glaube. Weil ich erfahren habe, dass sie meinem Denken und Fühlen Weite gibt. Inzwischen plotte ich Geschichten nicht mehr, weiß also lange selbst nicht, wohin ein Roman führt. Ich vertraue dem Klang der Sprache, versuche so genau wie möglich zu sein und gleichzeitig in die Reduktion zu gehen. Gedichte zu schreiben, wäre eigentlich die logische Konsequenz. Da ich leider in dieser Hinsicht wenig Begabung habe, will ich in der Prosa klarer und reduzierter werden. Nicht nur den Worten zu vertrauen, sondern auch dem Raum dazwischen.

Die Politik spielt ebenfalls eine Rolle in Deinem Erzählen. Wie würdest Du Dein „politisches“ Schreiben bezeichnen, vielleicht mit einer Deiner Romankapitelüberschriften als „makromolekulares“ Erzählen?

Iris Wolff: Ein Makromolekül besteht aus vielen sich wiederholenden Bausteinen – vielleicht ist mein Schreiben auch eine Suche nach diesen Bausteinen in der Geschichte des vergangenen Jahrhunderts. Aber ich denke auch an die Metapher des Engels von Walter Benjamin, zu der er durch das Bild *Angelus Novus* von Paul Klee inspiriert wurde. Der Engel der Geschichte wird von dem Sturm im Paradies immer weiter getrieben, er kann nur die Vergangenheit sehen, nicht die Zukunft, der er den Rücken zukehrt. Er sieht die Trümmerhaufen der Geschichte und kann all die Katastrophen, das Leid, den Verlust nicht ungeschehen machen. Aber er bezeugt sie in der Hoffnung, dass sie sich nicht wiederholen.

(Das Gespräch führten Michael Braun und Friedhelm Marx online mit Iris Wolff im September 2025.)

Über die Preisträgerin



Iris Wolff vor ihren Büchern in der Thalia Buchhandlung in Weimar.

Iris Wolff

Geboren 1977 in Hermannstadt/Siebenbürgen, aufgewachsen im Banat und in Siebenbürgen. 1985 Emigration nach Deutschland. Studium der Germanistik, Religionswissenschaft und Grafik & Malerei in Marburg an der Lahn. Langjährige Mitarbeiterin des Deutschen Literaturarchivs Marbach und Dozentin für Kunst- und Kulturvermittlung. Bis März 2018 Koordinatorin des Netzwerks Kulturelle Bildung am Kulturamt in Freiburg. Seit 2018 lebt sie als freie Schriftstellerin in Freiburg. Sie ist als Jurorin tätig, hält Schreibwerkstätten und ist im Beirat der Kunststiftung Baden-Württemberg.

Publikationen: *Halber Stein*. Roman (Otto Müller Verlag, 2012), *Leuchtende Schatten*. Roman (Otto Müller Verlag, 2015), *So tun, als ob es regnet*. Roman in vier Erzählungen (Otto Müller Verlag, 2017), *Die Unschärfe der Welt*. Roman (Klett-Cotta Verlag, 2020), *Tu, was du willst!* Rede an die Abiturient*innen des Jahrgangs 2022 (Conte Verlag, 2022), *Lichtungen*. Roman (Klett-Cotta Verlag, 2024), *Einladung ins Ungewisse*. Chamisso-Preis und Dresdner Poetikdozentur (Thelem Verlag, 2024).

Auszeichnungen: Stipendium Kunststiftung Baden-Württemberg (2013), Ernst-Habermann-Preis (2014),

ÜBER DIE PREISTRÄGERIN

Otto-Stoessl-Preis (2018), Aufenthaltsstipendium Künstlerhaus Edenkoben, Marieluise-Fleißer-Preis und Thadäus-Troll-Preis (2019), Stipendium zum Reinhold-Schneider-Preis (2020), Marie Luise Kaschnitz-Preis, Evangelischer Buchpreis für *Die Unschärfe der Welt*, Preis der LiteraTour Nord, Solothurner Literaturpreis für ihr Gesamtwerk, Eichendorff-Literaturpreis für ihr Gesamtwerk (alle 2021), Literarischer Landgang – Reisestipendium durch das Oldenburger Land, Das Wartburg Experiment – Schreibstipendium der Internationalen Martin Luther Stiftung (alle 2021), Comburg-Stipendium der Stadt Schwäbisch-Hall, Zwei Raben-Autorenstipendium im Otto-Ubbelohde-Haus (beide 2022), Chamisso-Preis/Hellerau (2023), Spycher: Literaturpreis Leuk und Uwe-Johnson-Preis für *Lichtungen* (2024), Shortlist des Deutschen Buchpreises mit *Lichtungen* (2024), Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung (2025).

Laudator 2025



Iris Wolff und Laudator Denis Scheck
im Schlosspark Ettersburg.

Denis Scheck

Denis Scheck, geboren 1964 in Stuttgart, lebt in Köln. Studium der Germanistik, Zeitgeschichte und Politikwissenschaft in Tübingen, Düsseldorf und Dallas. Arbeitete als literarischer Agent, Radioredakteur, Übersetzer und Herausgeber (u. a. von Michael Chabon, Robert Stone, Harold Brodkey, Ruth Rendell, David Foster Wallace). Seit 2003 Moderator des monatlichen ARD-Literaturmagazins *Druckfrisch*. Auszeichnungen u. a.: Perthes-Preis des Börsenvereins des deutschen Buchhandels 2025, Saumagenorden der Schifferstädter KG Schlotte 2025, Julius-Campe-Preis, Champagner-Preis für Lebensfreude, Hildegard-von-Bingen-Preis, Bayerischer Fernsehpreis, Sonderpreis zum Hanns-Joachim-Friedrichs-Preis, Deutscher Fernsehpreis, Kritikerpreis des deutschen Anglistentages. Autor diverser Sachbücher, zusammen mit Christina Schenk *Der undogmatische Hund* bei Kiepenheuer & Witsch, zuletzt *Schecks Kanon*, *Schecks kulinarischer Kompass* und *Schecks Bestsellerbibel* im Piper Verlag, zusammen mit Eva Gritzmann *Sie und Er*, *Solons Vermächtnis* und im Herbst 2025 *Kafkas Kochbuch* bei Klett-Cotta.

Jury 2025



V.l.n.r.: Andreas Bühl MdL; Prof. Dr. Michael Braun; Tom Kraushaar (verlegerischer Geschäftsführer des Klett-Cotta Verlags); Prof. Monika Grüters; Gerold Herzog; Dr. Wolfgang Matz; Denis Scheck; Iris Wolff; Prof. Dr. Norbert Lammert; Prof. Dr. Friedhelm Marx; Sandra Kegel; Dr. Marit Heuß; Peter Kleine, Oberbürgermeister von Weimar; Michael Hose MdB.

Prof. Dr. Friedhelm Marx

Studium der Germanistik und katholischen Theologie an der Universität Tübingen, der University of Virginia (Charlottesville, USA) und der Universität Bonn. 1995 Promotion über Romane von Wieland und Goethe in Bonn, 2000 Habilitation über Thomas Mann. 2003 Gastprofessur an der University of Notre Dame (South Bend, USA), seit 2004 Inhaber des Lehrstuhls für Neuere deutsche Literaturwissenschaft an der Universität Bamberg. Seit 2004 Organisator der Bamberger Poetikprofessur. Seit 2006 Vizepräsident der Deutschen Thomas-Mann-Gesellschaft, seit 2015 Sprecher der Jury des Thomas-Mann-Preises, seit 2020 korrespondierendes Mitglied der Bayerischen Akademie der Schönen Künste, 2021 Thomas Mann Fellow im Thomas Mann House in Los Angeles.

Jüngste Publikationen: *Wahrheit und Täuschung. Beiträge zum Werk Jenny Erpenbecks* (Mithrsg., 2014), *Thomas Mann Handbuch. Leben – Werk – Wirkung* (Mithrsg., 2015, erw. Neuaufl. 2024), *Handlungsmuster der Gegenwart. Beiträge zum Werk von Lukas Bärfuss* (Mithrsg., 2017), *Handlungsmuster der Gegenwart. Beiträge zum Werk Kathrin Röggla*

(Mithrsg., 2019), *Wunschort und Widerstand. Zum Werk Uwe Timms* (Mithrsg., 2020), *Auszeit. Ausstieg auf Zeit in Literatur und Film* (Mithrsg., 2021), *Mythos – Geschichte – Gegenwart. Beiträge zum Werk Michael Köhlmeiers* (Mithrsg., 2022), *Natur – Form – Autorschaft. Das literarische Werk Jan Wagners* (Mithrsg., 2022), *Wilhelm Genazino. Der Traum des Beobachters* (Mithrsg., 2023). Mitherausgeber der Großen Kommentierten Frankfurter Ausgabe der Werke Thomas Manns (2025 erschienen: Essays 1926–1933).

Prof. Monika Grüters

1982 bis 1989 Studium der Germanistik, Kunstgeschichte und Politikwissenschaft an den Universitäten Münster und Bonn; 1983 bis 1989 Stipendiatin der Konrad-Adenauer-Stiftung. 1982 bis 1992 Öffentlichkeitsarbeit in Oper, Verlag und Museen; 1992 bis 1995 Pressesprecherin in der Senatsverwaltung für Wissenschaft und Forschung, Berlin; 1995 bis 2006 Unternehmenskommunikation, Kunstsammlung bei der Bankgesellschaft Berlin AG; 1998 bis 2013 Vorstand der Stiftung Brandenburger Tor der Landesbank Berlin Holding AG.

Seit 1991 Honorarprofessorin mit Lehrauftrag, zunächst an der Hochschule für Musik Hanns Eisler Berlin, seit 1999 an der Freien Universität Berlin.

1995 bis 2005 Mitglied im Abgeordnetenhaus von Berlin; 2005 bis 2025 Mitglied des Deutschen Bundestages in der CDU/CSU-Fraktion, 2009 bis 2013 Vorsitzende des

Ausschusses für Kultur und Medien, seit 2022 Vorsitzende des Unterausschusses „Vereinte Nationen, internationale Organisationen und zivile Krisenprävention“ (Auswärtiger Ausschuss), seit 2022 Obfrau im Unterausschuss „Auswärtige Kultur- und Bildungspolitik“ (Auswärtiger Ausschuss), seit 2022 Vorsitzende des Stephanuskreises der CDU/CSU-Bundestagsfraktion; 2013 bis 2021 Staatsministerin bei der Bundeskanzlerin, Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien; 2016 bis 2019 Landesvorsitzende der CDU Berlin; 2016 bis 2022 Präsidiumsmitglied der CDU Deutschlands.

Engagement (ehrenamtlich): seit 2006 Mitglied im Collegium Tischler; seit 2012 Mitglied im Zentralkomitee der deutschen Katholiken (ZdK), dort 2013 bis 2021 Sprecherin des Sachbereichs 4 Bildung, Kultur und Medien, seit 2021 Mitglied im Hauptausschuss; seit 2023 Vorsitzende des Vorstands der Margot Friedländer Stiftung; Mitglied im Stiftungsrat der Stiftung Berliner Philharmoniker. Mitglied im Senat der Leibniz-Gemeinschaft; Mitglied in der Mitgliederversammlung des Goethe Instituts; Mitglied in der Stiftung Friedensforschung des BMBF.

Julius-Campe-Preis (2017), Ordre des Arts et des Lettres und Ritter des Ordens vom Aztekischen Adler (2018), Plakette „Der Förderin des Buches“ (2020), Max-Herrmann-Preis und Deutscher Kulturpolitikpreis (2025).

Dr. Marit Heuß

Marit Heuß studierte Germanistik und Kunstgeschichte in Dresden und promovierte 2019 im Fach Germanistik zu Peter Handkes Bildpoetik an der Universität Leipzig. Seit 2020 arbeitet sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin im Fachbereich Neuere deutsche Literatur und Literaturtheorie am Institut für Germanistik an der Universität Leipzig. Ihre Dissertation erschien 2022 unter dem Titel *Peter Handkes Bildpoetik. Notieren, Zeichnen, Erzählen* im Wallstein Verlag. Sie publizierte zuletzt Aufsätze u. a. zur Lyrik Sarah Kirsch und Wolfgang Hilbigs, im Frühjahr 2025 erschien ihr Gedichtband *Verschlissenes Idyll* im poetenladen Verlag.

Sandra Kegel

Studium der Germanistik, Romanistik sowie Theater-, Film- und Medienwissenschaft in Aix-en-Provence, Wien und Frankfurt am Main. Anschließend arbeitete sie für Rundfunk und Zeitungen, bis eine kürzere Hospitanz im Feuilleton der F.A.Z. in eine längere Lehrzeit in der Nachrichtenredaktion führte. Seit 1999 Redakteurin im Feuilleton. Nach Stationen im Medienressort und in der Wochenendbeilage „Bilder und Zeiten“ wurde sie 2008 Redakteurin für Literatur und Literarisches Leben. Seit Oktober 2019 verantwortliche Redakteurin für das Feuilleton.

Mitglied mehrerer Literaturjurys (Preis der Leipziger Buchmesse, Friedrich-Hölderlin-Preis). 2015–2017 Jurorin beim Ingeborg-Bachmann-Preis. Kritikerin im Quartett der 3sat-Literatursendung *Buchzeit*. Seit 2021 Mitglied in der Jury des Deutschen Buchpreises. Ravensburger Medienpreis (2005). Im Herbst 2025 Stipendiatin im Thomas Mann House Los Angeles.

Jüngere Publikationen: *Paris. Ein Reiselesebuch* (Hrsg., 2008), *Prosaische Passionen. Die weibliche Moderne in 101 Short Stories. Übersetzungen aus 25 Weltsprachen* (Hrsg., 2022).

Dr. Wolfgang Matz

Autor, Übersetzer, Lektor. Studium der Musikwissenschaft und Philosophie an den Universitäten in Berlin und Marburg. 1985 Promotion in Marburg über Ernst Blochs Philosophie der Musik. 1987 bis 1995 Dozent für deutsche Sprache und Literatur an der Universität Poitiers und Arbeit als literarischer Übersetzer. Von 1995 bis 2020 Verlagslektor beim Carl Hanser Verlag in München. Mitglied der Bayerischen Akademie der Schönen Künste, seit 2021 Direktor der Abteilung Literatur.

Auszeichnungen: Paul-Celan-Preis und Petrarca-Übersetzerpreis (beide zusammen mit Elisabeth Edl, 1992 und 1994).

Jüngere Publikationen: *Eine Kugel im Leibe. Walter Benjamin und Rudolf Borchardt: Judentum und deutsche Poesie* (2011), *Adalbert Stifter oder Diese fürchterliche Wendung der Dinge. Biographie* (überarb. Neuausgabe 2016), 1857. *Flaubert, Baudelaire, Stifter: Die Entdeckung der modernen Literatur* (überarb. Neuausgabe 2021), *Die Kunst des Ehebruchs. Emma, Anna, Effi und ihre Männer* (2014), *Frankreich gegen Frankreich. Die Schriftsteller zwischen Literatur und Ideologie* (2017), *Vom Glück des poetischen Lebens. Erinnerung an André du Bouchet, Yves Bonnefoy und Philippe Jaccottet* (2022), *Friedrich Schleiermacher: Über die verschiedenen Methoden des Übersetzens* (Hrsg., mit Elisabeth Edl, 2022), *Rudolf Borchardt. Der verlorene Posten* (2023). Editionen der *Cahiers* von Simone Weil, der sämtlichen Erzählungen von Stifter und der gesammelten Gedichte von Christoph Meckel.

Musikerinnen und Musiker sowie Bernhard- Vogel-Stipendiatinnen



Musikerinnen und Musiker (v. l. n. r.): Nepomuk Kranz, Eric Emanuel Goitia Schmitt, Charlotte Clara Köhler, Ida Albrecht.

Ida Albrecht, Eric Emanuel Goitia Schmitt, Charlotte Clara Köhler, Nepomuk Kranz

Das Belvederer Flötenquartett, das die Literaturpreisverleihung der Konrad-Adenauer-Stiftung e. V. 2025 rahmte, besteht aus Flötisten und Flötistinnen des Musikgymnasiums Schloss Belvedere in Weimar.

Während Charlotte bereits 2021 an die Schule kam, folgten Ida, Eric und Nepomuk im Jahr 2023. Ida und Charlotte besuchten im Juni 2025 die 12. Klasse und bereiten sich auf ihr Abitur im kommenden Jahr vor. Eric und Nepomuk sind aktuell in der 10. Klasse und legten im Juni 2025 ihre „Besonderen Leistungsfeststellungen“ zur Mittleren Reife ab.

Alle vier werden im Einzel- und Ensembleunterricht von Benjamin Plag (Solo-Piccolo-Flötist der Staatskapelle Weimar) und Anna Cuchal (Solo-Flötistin des Philharmonischen Orchesters Erfurt) gefördert. Beim Bundeswettbewerb Jugend musiziert 2024 wurden Ida, Eric und Nepomuk jeweils mit einem 1. Preis in der Solokategorie Querflöte ausgezeichnet, Charlotte erhielt einen 2. Preis.

Auch in der kammermusikalischen Arbeit setzen die Mitglieder des Quartetts Zeichen: Im März 2025 qualifizierten sich Eric und Charlotte gemeinsam mit jeweils einer Klavierschülerin in der Duo-Wertung „Klavier und ein Holzblasinstrument“ mit Höchstpunktzahl beim Landeswettbewerb Thüringen für den Bundeswettbewerb, der Anfang Juni 2025 in Wuppertal stattfand. Am 30. April 2025 gastierte das Belvederer Flötenquartett in der Berliner Philharmonie, wo die Schüler und Schülerinnen des Musikgymnasiums einmal jährlich ein renommiertes Lunchkonzert vor über 1.200 Gästen gestalten.

Ida Albrecht begann im Alter von fünf Jahren mit dem Blockflötenspiel und wechselte vier Jahre später zur Querflöte. 2021 wurde sie Preisträgerin des Bundeswettbewerbs Jugend musiziert in der Kategorie Flöte solo. Im Jahr darauf erhielt sie das Händel-Mozart-Jugendstipendium Halle–Salzburg zur Förderung musikalischer Bildung von Kindern und Jugendlichen. 2024 wurde sie mit einem Stipendium für musikalisch hochbegabte Kinder und Jugendliche in Thüringen sowie einem Stipendium der Emsbürener Musiktage ausgezeichnet, bei denen sie ein selbstgestaltetes Solokonzert präsentierte. Seit eben diesem Jahr ist sie zudem Stipendiatin des YEHUDI MENUHIN Live Music Now Weimar e. V. Im März 2025 führte Ida Albrecht als Solistin mit dem Orchester Göttinger Musikfreunde e. V. Carl Reineckes Konzert für Flöte und Orchester D-Dur op. 283 auf. Außerdem spielt sie als Flötistin im Landesjugendorchester Thüringen, mit dem sie im Mai 2025 an dem Projekt WE in Concert der Staatskapelle Weimar im Deutschen Nationaltheater

Weimar teilnahm. Künstlerische Unterweisung erhielt sie in Meisterkursen bekannter Musiker und Musikerinnen: Wally Hase, Francesca Canali, Christina Fassbender, Angela Firkins, Anna Garzuly-Wahlgren, Nikolai Jäger und Jan Ostry.

Charlotte Clara Köhler gestaltet seit Jahren musikalisch Gottesdienste in Suhl mit. Seit 2023 ist sie Mitglied im Landesjugendorchester Thüringen. 2024 trat sie als Solistin mit dem Kammerorchester Ochsenhausen e. V. auf und spielte Mozarts Konzert für Flöte, Harfe und Orchester KV 299. Im April 2025 nahm sie mit Querflöte und Piccoloflöte am Internationalen Jugendchorprojekt der EKM „80 Jahre nach Ende des Zweiten Weltkrieges – better is peace“ teil. Dabei führte sie vier Konzerte mit dem Werk „The Armed Man – A Mass for Peace“ von Karl Jenkins (1999) auf. Wichtige Impulse erhielt sie in Kursen bei den Flötenmeistern und -meisterinnen: Christina Fassbender (Berlin), Stephanie Winker (Frankfurt), Anna Garzuly-Wahlgren (Leipzig), Angela Firkins (Lübeck) und Nikolai Jäger (Weimar). Seit 2021 ist sie Beauftragte für UNESCO-Projektschularbeit ihrer Klasse und seit 2023 stellvertretende Schülersprecherin des Musikgymnasiums. 2025 ist sie Bernhard-Vogel-Stipendiatin.

Eric Emanuel Goitia Schmitt erhielt seinen ersten Flötenunterricht im Alter von sechs Jahren. Von der 4. bis zur 8. Klasse war er Mitglied im renommierten Knabenchor des Würzburger Doms und unternahm Konzertreisen, unter anderem nach Köln und London. Eric Emanuel Goitia Schmitt ist Stipendiat der Klaus-Thimm-Stiftung

zur Förderung von Musik-Projekten junger Künstlerinnen und Künstler sowie der Hans und Eugenia Jütting-Stiftung zur Förderung von Musik, Wissenschaft und Bildung. In den Jahren 2022–2023 war er Mitglied der Jungen Philharmonie Würzburg sowie des Bezirksjugendsinfonieorchesters Unterfranken. Genau in dieser Zeit wurde er auch zweimal beim Bundeswettbewerb Jugend musiziert ausgezeichnet, im Jahr 2022 in der Duowertung Flöte und Klavier und ein Jahr später als Teil eines Bläserquintetts. Von 2023 bis 2024 spielte Goitia Schmitt im Bayerischen Landesjugendorchester, seit 2024 ist er zudem Flötist im VBW-Orchester im Rahmen des Festival der Nationen, wo er unter der Leitung von Dirigenten und Dirigentinnen wie Sir Simon Rattle sowie an der Seite von Solisten und Solistinnen wie Sabine Meyer und Nils Mönkemeyer musizierte. Sein musikalisches Talent entfaltete er in Meisterkursen bei renommierten Flötisten und Flötistinnen: Renate Greiß-Armin, Mathias Allin, Pirmin Grehl, Dirk Peppel, Gaby Pas-Van Rieth, Christina Fassbender und Anna Dina Björn-Larsen.

Nepomuk Kranz begann im Alter von sechs Jahren mit dem Flötenspiel; ein Jahr später wurde er mit dem Förderpreis beim Carl-Schröder-Wettbewerb in Sondershausen ausgezeichnet. Die musikalische Entwicklung von ihm wurde früh durch Orchestererfahrungen im Blasorchester Halberstadt sowie im Sinfonischen Musikschulorchester Sachsen-Anhalt geprägt. 2021 wurde Kranz beim Bundeswettbewerb Jugend musiziert in der Kategorie Flöte solo ausgezeichnet. 2024 wurde er mit einem Stipendium der Hans und Eugenia Jütting-Stiftung zur

Förderung von Musik, Wissenschaft und Bildung gefördert und war gleichzeitig Stipendiat der renommierten Jürgen-Ponto-Stiftung zur Förderung junger Künstler. Im gleichen Jahr wurde Nepomuk Kranz Flötist im Landesjugendorchester Thüringen und Mitglied im Bundesjugendorchester – einem der bedeutendsten Jugendorchester Deutschlands.

Marit Gerner, die sich in diesem Jahr das Bernhard-Vogel-Stipendium mit Charlotte Köhler teilt, gehört dem Abiturjahrgang 2025/2026 im Musikgymnasium Schloss Belvedere an. Seit 2023 ist sie Klassensprecherin. Sechsjährig begann sie ihre Instrumentalausbildung in Unterfranken. Als Zweitinstrument spielt sie Klavier und musiziert auf ihren Hauptinstrumenten Flöte beziehungsweise Geige sowohl in Orchestern als auch in Kammermusikensembles und solistisch, in zwei Orchestern als Konzertmeisterin. Marit Gerner ist mehrfach Preisträgerin des Wettbewerbs Jugend musiziert und hat sich Ende März für den Bundeswettbewerb 2025 qualifiziert. 2024 erstellte sie einen Imagefilm über die UNESCO Projekt-Schultätigkeit des gesamten Musikgymnasiums. In einem von ihr für die Klasse geschriebenen Theaterstück führte sie Regie und beteiligte sich mit drei Kurzprosa-texten am Wettbewerb Junges Literaturforum Hessen Thüringen 2025, dessen Ergebnis zum Redaktionsschluss noch nicht vorliegt.

Literaturpreis der
Konrad-Adenauer-Stiftung
1993–2024



Dr. Susanna Schmidt, Leiterin der Begabtenförderung und Kultur der Konrad-Adenauer-Stiftung, und Denis Scheck.

Literaturpreis 1993

Sarah Kirsch

Literaturpreis 1994

Walter Kempowski

Literaturpreis 1995

Hilde Domin

Literaturpreis 1996

Günter de Bruyn

Literaturpreis 1997

Thomas Hürlimann

Literaturpreis 1998

Hartmut Lange

Literaturpreis 1999

Burkhard Spinnen

Literaturpreis 2000

Louis Begley

Literaturpreis 2001

Norbert Gstrein

Literaturpreis 2002

Adam Zagajewski

LITERATURPREIS

Literaturpreis 2003

Patrick Roth

Literaturpreis 2004

Herta Müller

Literaturpreis 2005

Wulf Kirsten

Literaturpreis 2006

Daniel Kehlmann

Literaturpreis 2007

Petra Morsbach

Literaturpreis 2008

Ralf Rothmann

Literaturpreis 2009

Uwe Tellkamp

Literaturpreis 2010

Cees Nooteboom

Literaturpreis 2011

Arno Geiger

Literaturpreis 2012

Tuvia Rübner

Literaturpreis 2013

Martin Mosebach

Literaturpreis 2014

Rüdiger Safranski

Literaturpreis 2015

Marica Bodrožić

Literaturpreis 2016

Michael Kleeberg

Literaturpreis 2017

Michael Köhlmeier

Literaturpreis 2018

Mathias Énard

Literaturpreis 2019

Husch Josten

Literaturpreis 2020

Hans Pleschinski

Literaturpreis 2022

Barbara Honigmann

Literaturpreis 2023

Lutz Seiler

Literaturpreis 2024

Ulrike Draesner

Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung der Konrad-Adenauer-Stiftung e. V. unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung in und Verarbeitung durch elektronische Systeme.

©2025, Konrad-Adenauer-Stiftung e. V., Berlin

Redaktion: Michael Braun und Dorota Ambrozy

Fotos: © KAS; Dorota Ambrozy Konrad-Adenauer-Stiftung

Gestaltung: KALUZA+SCHMID Studio GmbH, Berlin

Druck: Kern GmbH, Bexbach

Printed in Germany.

Hergestellt mit finanzieller Unterstützung
der Bundesrepublik Deutschland.

„Von Iris Wolffs Prosa geht
erstaunliche Gelassenheit aus,
buchstäblich eine Seelenruhe.
Gerade deshalb fühle ich mich
in dieser Prosa zu Hause.
Ich finde in ihr Heimat [...].“

Denis Scheck